



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

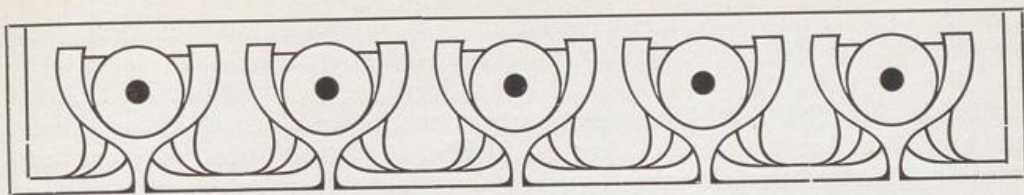
Ostfriesische Volkskunde

Lüpkes, Wiard Habbo

Emden, 1925

D. Züge ostfriesischen Volkstums

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99241](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99241)



D. Züge ostfriesischen Volkstums.

Wir haben Bilder ostfriesischen Landes und Lebens gezeichnet und über Dorf und Flur, Haus und Garten, Tracht und Schmuck gehandelt, nicht losgelöst, sondern in inniger Verbindung mit dem Volkstum, das sich in seiner Eigenart in diesen Dingen der Volkskultur abspiegelt. Daran schließen wir nun, mehr vom Außenleben zum inneren Wesen, von der Schale zum Kern vordringend, diese Abhandlung über ostfriesisches Volkstum; und während wir in den „Bildern ostfriesischen Landes und Lebens“ Verbindungslinien von der Peripherie nach dem Mittelpunkt, dem Charakter des Volkes, hin zogen, so machen wir's nun umgekehrt, indem wir von dem Persönlichen ausgehend nach einander das häusliche, kirchliche, politische und soziale Leben der Ostfriesen in Vergangenheit und Gegenwart einer Betrachtung unterziehen. So gewinnen wir auf der tatsächlichen Unterlage geschichtlicher Überlieferung oder eigener und fremder Beobachtung konkrete „Züge ostfriesischen Volkstums.“

I. Züge ostfriesischen Volkstums in persönlicher Hinsicht.

Was den Körpertypus der Ostfriesen anbetrifft, so lehrt ein Blick in eine Volksversammlung, in eine volle Kirche oder Schule, daß der altgermanische Typus gemäß des Tacitus Beschreibung bei unserm Volke herrscht, nämlich zunächst „blaue Augen und blondes Haar.“ Die vor geraum 40 Jahren darüber angestellte Erhebung hat diesen unmittelbaren Eindruck nur in hohem Maße durch ihre Ergebnisse bestätigen können. Wenn dem jungen Mädchen ein Freier, der dem durchschnittlichen Volkstypus — wir können auch sagen: dem ostfriesischen Schönheitsideal — natürlich entsprechen muß, im Neujahrswunsch zgedacht wird, dann heißt es im Volksmunde: Ik wüinst di to dat nee Jaar 'n jungen Freer mit geeltruus Haar. Graue Augen nennt man gern Rahenaugen, braune und schwarze Augen haben für den Ostfriesen leicht etwas Unheimliches schon wegen ihrer verhältnismäßigen Seltenheit. Große blaue Augen — „so blau as R(o)rallen un so groot as Roomschöddels oder -Lepels“ — erhalten den Preis des ostfriesischen Jungen, und in solche darf er bei einem Mädchen nicht zu tief hineinschauen, wenn er sich nicht verlieben soll. Im Gegensatz zum Engländer hält der Ostfrieser nichts von rotem Haar und gibt dem in Sprichwörtern kräftigen Ausdruck: Rode Haar un ellern Holt wast up geen gode Grund. Rode Baart — Düselsaart, wahrscheinlich wegen der heidnischen Reminiscenz an den roten Bart des Thor. Auf den alten „Hilgens“ hat Judas einen roten Bart, und ein nordfriesischer Fluch lautet: Das walke der rothaarige Donner! Auch allzu krauses Haar ist verpönt: Kruse Haar un kruse Sinn, Dar sit't Unglück

dremaal in; der obige Ausdruck „geellkruus“ Haar meint nur das wellig an die Schläfe sich legende, beim Mädchen das lockig herabwallende, aber nicht das sich verzwickelnde blonde Haar. Haben einst deutsche Frauen und Jungfrauen in der Zeit der Freiheitskriege den natürlichen Schmuck ihres Hauptes auf dem Altar des Vaterlandes geopfert, so ist das rührend, aber möge er nicht irgend welcher Modetorheit geopfert werden oder unter Hüllen und Hauben, Mützen und „Netjes“ verborgen werden, wie das bei unserem Volke wohl geschieht.

Hinsichtlich der Konstitution des Ostfriesen, wie er sein soll, wollen wir auf die Sprichwörter achten: Lank un smal het geen Gefal, namentlich nicht bei Mädchen. Daneben steht allerdings auch: Rört un dit het geen Schick — solche werden wohl „Knurtjes“, „Sandsack“ genannt, „so slank as 'n Sack Buttels“. Lütjet un pol — Is beter as groot, wit un hol. Leute von letzterer Art hält man für schwindsüchtig und sagt vom Schneider, dessen Art das vielfach ist, „he het man een Darm“. Eine dralle Maid, nicht ein Zaunstecken ist die rechte Ostfriesin, und der Junge und Mann muß vierschrotig sein und warmes Blut haben: „'n warme Man 'n faste Man, ist vielleicht erst in zweiter Linie auf warme Kleidung zu beziehen. Hinsichtlich des Körperbaues tritt eine erhebliche Verschiedenheit zwischen dem Marsch- und Geestbewohner hervor: swaar Land, sware Lü; licht Land, lichte Lü. Der Geestmann hat auch mehr Leben im Blut als der unter guten Verhältnissen und im Speck aufgewachsene Bauernsohn der Marsch. Wieder ein anderes Element bilden die Seeleute: es sind das kühne, verwegene Gestalten, breite, fernige Leute, denen man die Kraft, die in den von Wind und Wetter gestählten Muskeln liegt, schon aus den kurzen und gemessenen Bewegungen ansieht — und gute Soldaten. In bezug auf letzteres urteilt ein militärischer Schriftsteller: Im allgemeinen ist der Ostfries eine kräftige Natur, Mittelschlag, ausdauernd im Ertragen von großen Strapazen; und ein anderer: Tapfer im Felde liebt der Ostfries nicht die militärische Dressur und die Paraden und zeichnet sich dabei nicht aus. Ich persönlich füge hinzu: Auch die Boeren würden sich darin nicht auszeichnen und haben sich nicht darin ausgezeichnet, aber gegen den Feind haben sie ihren Mann gestanden. Und so auch die Ostfriesen, wie der Reichstanzler Caprivi in der Beantwortung jener Interpellation van Hülls im April 1881 ausdrücklich anerkannt hat: auch im letzten Kriege hat das ostfriesische Regiment, dessen Chef ich zu sein die Ehre habe, in durchaus ruhmvoller Weise seine Schuldigkeit getan. Ja, gegen den Feind des Vaterlandes und der heimatlichen Scholle steht der Ostfries sprichwörtlich „as 'n isdern Bull“ und ist auch bei gewagten kriegerischen Unternehmungen „trankil un ferdaat“, kühl bis ans Herz hinan. So schreibt E. W. Arndt: Die Friesen sind, wo sie in deutschen Lande wohnen, ein in seinen Ehren anerkanntes und gepriesenes Volk. Die „edlen freien Friesen“, so hörten sie sich weiland und hören sich noch gern so nennen. „Frei, tapfer, standhaft“ das hieß und heißt friesisch.

Ein weiterer Zug ist Arndt an den Friesen entgegengetreten, der auch unverkennbar ist und in noch höherem Grade früher war: „Eigen ist ihnen, daß sie mit großer Eifersucht und dichter Geschlossenheit ihre Sitte, Art und Weise gegen fremden Eindrang zu verteidigen suchen. Durch diese Geschlossenheit in sich und die Abgeschlossenheit und Verschllossenheit gegen alles Fremde widersährt den Friesen wohl, daß Fremde sie nicht bloß für stolz, starr und eigensinnig, sondern wohl gar für dumm und beschränkt halten. Doch darüber können sie sich trösten, denn gar viele tüchtige und tapfere Männer sind aus ihnen hervorgegangen.“ Das Geschlecht der Conring, Wiarda, Thering, ein Mann wie Reil wird ihm nicht unbekannt geblieben sein; besonders berühmte Juristen und Mediziner hat Ostfriesland gestellt; daneben Geschichtschreiber. Wir erkennen, es sind bes. die Fächer, die sich mit den für das praktische Leben direkt in Frage kommenden Dingen beschäftigen, worin die Ostfriesen Hervorragendes geleistet haben. Ein Geschichtschreiber wie

selbst Onno Klopp, ein Jurist wie Rudolf Ihering, ein Mediziner wie Frerichs, Professor in Berlin, sind aus der neueren Zeit die Beläge für Arndts Schlußsatz, — von ostfriesischen Männern, die wir ins Abgeordnetenhaus und in den Reichstag geschickt haben, ganz zu schweigen. In der That, angesichts solcher Namen können



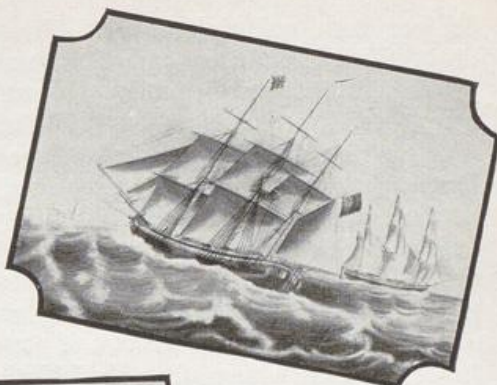
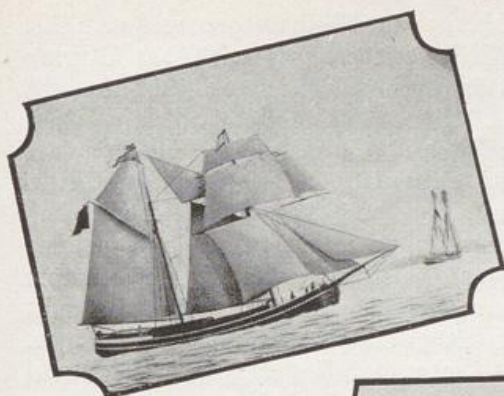
Nr. 26. Modell eines Dreideckers (Flur des Emden Rathhauses).

wir ruhig manches Urtheil der Fremden über uns ergehen lassen, zumal wir selbst den Fremden auch nicht allzu höflich und vertrauensvoll entgegenkommen. Bevor der Ostfrieser einen Fremden, dessen Herkunft er nicht kennt, zum Freunde macht, will er erst einen Scheffel Salz mit ihm essen. Bei einem Menschen von dunkler Herkunft äußert er wohl geringschätzig: Hum hebbben de Kreien, de

Mewen an de Dief brocht. Die Abstammung ist für den Ostfriesen etwas, was für Bedeutung und Beurteilung des Mannes sehr ins Gewicht fällt; darum hat er viel Sinn für Stammtafeln und Familiengeschichte. Es ist noch nicht Jahrzehnte her, da wurde der hochdeutsch redende nichtostfriesische Beamte, Reisende, Unternehmer als ein Dütsker, Butenteerl, Utlander gestempelt; wer ein nicht ostfriesisches Plattdeutsch sprach, dem wurde nachgesagt: he proot (snatt) so gröön, und der Ostfrieze, welcher als Student, als Angestellter aus dem Heimatlande hinauskam, suchte möglichst sich wieder mit Ostfriesen zusammenzufinden und sein geliebtes Idiom zu sprechen: 'n oostfreesken Jung sprekt mit 'n oostfreesken Tung. Die gegen andere Volksstämme abgeschlossene Lage, der geringe Verkehr erklärte das zum größten Teil und dann auch eine gewisse Schwerfälligkeit im geselligen Umgang mit Leuten anderen Schlages. Ostfriesenvereine in Städten wie Oldenburg, Bremen, auf der Universität Göttingen und vielen anderen sind eine noch von daher rührende Erscheinung. Aber es ist in dieser Hinsicht schon manches anders — sagen wir getrost: besser — geworden durch die Entwicklung des Verkehrs, durch die gehobene Volksbildung, durch die Bestrebungen der Staats- wie Kirchenregierung, einen Austausch der Angestellten mit anderen Landesteilen herbeizuführen. Der Strom der Fremden nach den Badeinseln, von wo dann zahlreiche ostfriesische Mädchen in Stellungen in der Großstadt gehen, trägt entschieden auch das Seine dazu bei, ferner die Entwicklung der Städte, besonders Emdens, wo noch vor 20 bis 30 Jahren Beamte und Offiziere von außen schwer Eingang in die geschlossenen Gesellschaftskreise fanden und wo allgemein, selbst in den besten Familien, jenes hinsichtlich der Vokale ans Holländische anklingende Platt gesprochen wurde.

Auszeichnend für den Ostfriesen ist seine Heimatliebe, deren Folge das Heimweh in der Fremde, fern vom Vaterhaus und Heimatdorf, ist. Seine ebenen Fluren liebt der Frieze ebenso sehr wie der Schweizer die Berge seiner Heimat. Bedenken wir doch auch, daß — wie die Sachsen — so die Friesen in deutschen Gauen ihre alten Wohnsitze seit Jahrtausenden festgehalten haben. Die Völkerwanderung hat sie nicht daraus vertrieben. Darum hielten sie auch ihr Heidentum so lange und zähe fest, der Dienst ihrer alten Götter war eben unzertrennlich von den alten heiligen Stätten, Hügeln, Seen und Hainen. Ich erinnere nur an den Plytenberg bei Leer in der Verwünschungsformel: „Ik wul, dat du up de Plytenberg satst“ und an das altherkömmliche Eierrollen auf diesem merkwürdigen Hügel am Ostermontag, an die zum Teil uralten Flur- und Wegenamen, über welche die Gesellschaft für Kunst und Altertümer einmal eine Erhebung veranstaltet hat. Daher rühren denn auch noch bis in die neueste Zeit hinein allerlei abergläubische Vorstellungen, Bräuche, Sagen und Spukgeschichten; alte Burg- und Begräbnisstätten, hohle Weidenbäume an den Warfen des Landes, Hünengräber wie in Tannenhausen werden von Urväterzeiten her von unheimlichem und doch wieder so traulichem Sagenelispel umwoben. Auf solchen und ähnlichen unwägbaren Dingen beruht der Heimatfönn der Friesen, dem der Marschendichter Allmers in seinem bekannten Friesenliede einen so kräftigen Ausdruck gegeben hat, während das ostfriesische Heimatbewußtsein in dem plattdeutschen Liede von Enno Sector: „In Ostfreesland is't am besten“ etwas borniert auftritt.

Ein Zeichen der Heimatliebe ist auch der Sinn des Ostfriesen für die Geschichte seines Ländchens. In mancher Hausbibliothek des Landmanns findet man Werke wie Klopp, Wiarda, Arends, Freese, Duhoof, Perizonius. Alte Rechte und Einrichtungen gelten als geheiligt und unverbrüchlich. „Set Recht“ ist ein Schlagwort, welches allem Disputieren ein Ende macht. Es gilt eben: Olle Palen düren neet verset worden. Der Rechtsfönn des Ostfriesen beruht teilweise auf geschichtlichem Sinn, teilweise auf juristischem Sinn: Recht mut doch Recht blifen (Fiat justitia, pereat mundus) und zum guten Teil auch auf rechthaberischem



Nr. 27. Drei Generationen.

Aurora von Emden (Capt. W. Laarmann 1861), Concordia von Emden (Capt. H. W. Laarmann 1836), Gesine Brons von Emden (H. W. Laarmann 1883). (Concordia passierte als erstes deutsches Schiff 1834 die Dardanellen und den Bosporus auf einer Reise von Emden nach Odessa).

Sinn. Alles in allem, „Doostfreesland is 'n Land van Recht,“ und der Ostfrieser besteht hartnäckig auf Achtung seiner überlieferten Rechte.

Der stetige Kampf gegen die Gewalt des Meeres, die so vielfach vereitelte, aber stets wiederholte Bemühung, dasselbe zu zügeln, ferner die Bewirtschaftung des Ackerbodens der Geest, wo der Mann im Schweiß seines Angesichts dem Boden seinen kärglichen Ertrag abringen muß, hat den Ostfriesen Fleiß, Geduld und Ausdauer gelehrt. „Mit Tied und Fliet kan man 'n Strobült na Paris dragen,“ sagt er im Sprichwort. Der Frieser überlegt lange, ehe er beschließt, einmal Beschlossenes führt er dann aber mit Zähigkeit durch, daher die Sprichwörter: Besint, eer je begint; Anholden geit vöör krigen (oder: deit verkrigen). Durchweg ist der Ostfrieser phlegmatischen Temperaments, er zeigt wenig Beweglichkeit, ist wortfarg und mundauf, mehr Freund vom Handeln als vom Reden (Proten is goodkoop, man Doon is 'n Ding; 'n Lepel ful Daat is beter as 'n Schepel ful Raat). Seine Sprache ist etwas schleppend und breit, gern dehnt er die Vokale und verwandelt die scharfen Gaumenlaute in weiche — also etwa, um ein Beispiel Dr. Hobbings zu nehmen, die Mutter aus dem Volke spricht zu dem Kinde: Braugst auch nig so lzu lsgrien. Minenspiet und Gestikulation ist dem Ostfriesen bei der Rede fremd. Namentlich zeigt er eine Scheu, in größeren Versammlungen das Wort zu ergreifen; in kleineren Kreisen dagegen wird auch ihm das Band der Zunge gelöst, und nicht selten übertrifft er Viel- und Schönredner an Schärfe des Verstandes und an Logik in der Beweisführung. Der Ostfrieser ist inselgedessen kein Gesellschafts- und Gemeinschaftsmensch, sondern lieber für sich allein, oder doch innerhalb seiner vier Wände in der Familie. „Hier bin w' unner uns“ ist ihm ein trautes Wort. Zum Teil sind diese Eigenschaften auch die Folge der Siedelungsweise, also vorherrschend auch

da, wo man auf einsamen Gehöften mit schwierigen Winterwegen wohnt. Nur in gewissen Zuständen und bei gewissen Volksvergnügungen wird der Ostfrieſe etwas lebhafter im Geſpräch, geht auch mit ſeinen Gefühlen etwas mehr aus ſich heraus. Ich erinnere an das Sprichwort: Water is Water, man Wien röört de Snater; von dem Angeheiterten ſagt man: he het't Spraafwater. Wenn kahler Froſt die Eisbrücke der Kanäle baut, wenn Schneefall Gelegenheit zu Schlittenpartien gibt, dann taut der Ostfrieſe erſt recht auf, und es wird behauptet, daß auf dem Eiſe ein erheblicher Teil der Verlobungen bei unſerm Volke angeſponnen wird. An und für ſich ernſten Gemüts, bis zur Finſterheit, wird unſer Landsmann nicht leicht fröhlich und ausgelaffen, aber wenn er luſtig wird, hat ſeine Fröhlichkeit etwas Gewaltſames — es kommt ſtatt zum Singen zum Schreien und Tuchen, ſtatt zum Tanzen zum tollen Umſichſpringen — oder auch Umſichſchlagen, zu allerlei Gedheiten und Albernheiten, wie auf jedem Jahrmarkt in ſpäteren Stunden ſonderlich beim Jungvolk wahrzunehmen iſt. Da feiert auch die altfrieſiſche Brunk- und Trunkſucht ihre Orgien. „Hier bin ich Menſch, hier darf ich's ſein — das artet dann mehr zum Gegenteil aus.

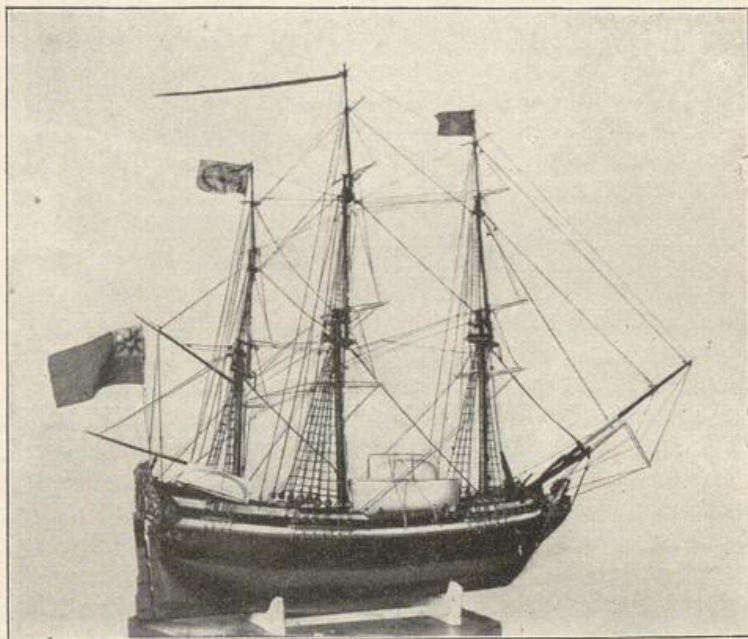
Im Kampf mit dem naſſen Element außen Deichs wie binnen Deichs, umgeben von einer des Reizes der Abwechſlung entbehrenden Ebene wurde der Frieſe mehr zum Nachdenken als zum Phantaſieren angeregt. Dichter ſind Ostfrieſland von früherher ſo wenig eigen wie Säger: Frisia non cantat. Dazu iſt ſein Volk zu nüchtern, um nicht zu ſagen zu proſaiſch. Sein aufs Praktiſche gerichteter Sinn gibt mehr auf das alte durch Erfahrung Erprobte als auf neue Theorien; aus dem Grunde hat er bei jeder Gelegenheit ein durch lange Zeit bewährtes, von vielen als wahr erkanntes, manchmal nur ſeinem Volke eigenes Sprichwort zur Hand; das Sprichwort iſt bei uns des Volkes Scheidemünze. Neben den zahlreichen Sprichwörtern, Volksräſeln, Reimen über allerlei Dinge in Ernſt und Scherz finden ſich nur wenige Volkslieder, die dieſen Namen verdienen.

Was Goethe dem finſtern Alba gegenüber Egmont von ſeinem Volk ſagen läßt, das paßt und paßt auch heute noch in vieler Beziehung auf unſer Volk: Ich kenne meine Landsleute. Es ſind Männer, wert, Gottes Boden zu betreten. Ein jeder rund für ſich, ein kleiner König, feſt, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend; ſchwer iſt's ihr Zutrauen zu gewinnen, leicht zu erhalten. Starr und feſt! Zu drücken ſind ſie, nicht zu unterdrücken.

II. Züge oſtfrieſiſchen Volkstums in häuslicher Hinſicht.

Im geſelligen Verkehr meiſt etwas unbeholfen, Fremden gegenüber leicht unſicher erſcheinend hat der Ostfrieſe den Sinn für Häuslichkeit und trauliches Familienleben um ſo mehr bei ſich entwickelt, und dieſe Quelle vieler Tugenden iſt auch noch heutigen Tages nicht verſiegt. Auffallend iſt beſonders das Gefühl für Blutsverwandtschaft ausgeprägt: 't Bloot trupt, wor't neet gaan fan. Ich möchte unter dieſem Geſichtspunkt auch die Darſtellung des „ſalomonischen Urteils“ in der feingearbeiteten Skulptur von der alten Marienhafer Kirche aufgefaßt wiſſen, die einen Ehrenplatz in den Sammlungen der „Kunſt“ zu Emden gefunden hat. Scherzhaft iſt für die Übertreibungen — wir wollen einmal ſagen — der Abſtammungstheorie, wenn's in ſprichwörtlicher Redensart heißt: 't is goot, dat't geen van mien Volk is, ſä 't Wief, do gungen ſe mit hōör Keerl na de Galg. Welche Spannungen gibt es oft zwiſchen Mann und Frau bei der Frage, nach weſſen Seite das Kind „benannt“ werden ſoll! Grade die Namengebung beurfundet das ſtarke Familiengefühl der Ostfrieſen, indem nach guter alter Überlieferung eben, die nächſten Verwandten dabei berückſichtigt werden. Besva(d)er für Großvater, Besmo(d)er, Beppe für Großmutter, Domke un Möke für Onkel und Tante

Dom(te)segger für Nefse, Vedder und Nichte für Vetter und Base, aber auch für entferntere Verwandtschaftsgrade wollen wir uns in diesem Zusammenhang aus der Volkssprache merken. Sind Vater oder Mutter verstorben, so werden sie „selig“ genannt und abgekürzt wird von Segvader un Segmoder gesprochen. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren — dieses Gebot ist den Ostfriesen im allgemeinen schon Kraft ihres Volkstums ins Herz geschrieben, wie überhaupt die Gebote der „Haustafel“. Das patriarchalische Familien- und Wirtschaftsleben ist das unserem Volkstamm Natürliche, Angeborene. In hohem Stande ist dafür vorbildlich die Gräfin Anna und ihr Hof um die Mitte des 16. Jahrhunderts; und bei Bürgern und Bauern ist noch heutzutage ein guter



Nr. 28. Modell eines Dreimasters.

Stamm solcher zu finden, deren Haus ihre Burg ist, in sich fest gefügt, eine Stätte des Friedens und Familienglücks, wo die Augen der Knechte auf die Hände ihres Herrn und die Augen der Magd auf die Hände ihrer Frau sehen; de arme Joost un Greetje“ aber können sich nach dem sinnigen Gedicht in Sanghsona nicht entschließen, auch nur eins ihrer 12 Kinder einem kinderlosen Herrn zu überlassen. Dies Gedicht zeigt überhaupt den ausgeprägten Familiensinn nach verschiedener Richtung bei Aufführung der Gründe, weshalb weder das eine noch das andere der Kinder zu missen sei. Ich greife einige Strophen heraus:

28. Greetje: 't was beter dann, dat Wilhelm ging,
De is van Hart wat moodig;
Uns' Huus is hum doch to gering,
— Misschien geit hum 't vöerspoedig. —

(d. h. wahrscheinlich liegt eine Ahnung in ihm von seiner höheren Bestimmung).

29. Joost: Mien leve Wicht, ik sta versteld!
De knappste von uns' Kinder
Will t' ofstaan vöer een handvull Geld! —
Aee, dann hebb' wi je minder.

30. Dann laat du unse Anna gaan,
De het t' Bedenst noch nödig;
Se will oock doch net good verslaan
Un is van Mart wat sprödig.
31. Gr.: Waar denkt du hen! — mien Moders Naam
Sall ic man so hengeven? —
Dat was voer mi ja eene Blam,
De mit mi ging döer 't Leven!
34. J.: Man Stientje — nee! — dat kunn haast (fast) neet —:
Dat is mien Süsters Naame;
't wull anders seggen, de nimm, Greet,
As 't mi neet vöer höer schaame.
35. Gr.: Nee, Stientje, de geit neet van mi,
De is mi suurder worden
As d' andern all', beloof ic di,
Un daar kann neet van worden.

Der Schluß: Kumm an! — segg du man an de Heer:
He friggt geen een van alle.

Dem innigen Familienleben entspringt auch das Gefühl für strenge Sittlichkeit, und wenn dieselbe in der Jetztzeit leider hie und da etwas mehr gelockert ist, so zeichnet sich Ostfriesland doch noch immer vor vielen anderen Gegenden aus. „Mit 'nander achter de Duustast (bei der Pastorei) gaan“ heißt in Stedesdorf so viel wie: sich trauen lassen. Das erinnert uns an das sprichwörtliche: „Se hebben 'nander so leef an 'n Paar Tutteldusen“ und an den Reim: Een Frau sal net (genau) so wesen as 'n Duuf: Hüüslieh! Un annersum oof neet (nicht) as 'n Duuf: Döör frömd Futter (ander Ges) neet na 'n ander Slag toflegen. Das Volkspruchwort hat für die Unsitten beim Eingehen der Ehe nur ein schalkhaftes Lächeln, spricht aber auch die Mahnung aus: Erst de Kör, dann 't Fögel! In der Ehe wird auf Ehrbarkeit und Treue gehalten, Ehebruch und Ehescheidungen sind verhältnismäßig selten; „up ewig ungedeelt!“ ist die Losung, und zahlreiche Paare können nicht nur den Silberkranz in Ehren tragen, sondern werden auch der Auszeichnungen für würdige Ehepaare beim goldenen Ehejubiläum teilhaftig. Eine Alte, deren diamantene Hochzeit kurz zuvor gewesen war und die samt ihrem Mann etwas „in die Kindheit“ kam, meinte allerdings: „Mit D.-Dhm is't nich meer uuttoholden, so knurrig wort he. Man Vader het altied segt: Wicht, neem hum nich! De Vader un Moder nich hören wil, moot 't Kalfel hören. Nu sit ik der ja mit.“ Das wurde mir so treuherzig vor den Ohren des guten alten Mannes vorgetragen, zum Lachen — und D.-Dhm lachte mit über „sien wonderliefolt Minste“.

Ein anderer dem Familienleben entstammender Zug ist das Mitgefühl, die Teilnahme an Lust und Leid anderer. Ich erinnere dafür an die Nachbarpflichten, die bei uns namentlich auf dem Lande so manche Gemeindevorrichtungen, wie sie sonst nötig sind und immermehr werden, fast überflüssig machen. In Fällen von Geburt eines Kindes, von Krankheit und Absterben eines Familiengliedes — aber dann auch beim Vieh und in der Ernte — leistet jedermann gern, was er kann, an nachbarlicher Hilfe, und die Sitte hat hier vieles so fest und unverbrüchlich geregelt, daß ich diese Züge nicht gern aus dem Landleben ausgeschaltet sähe.

Einige Haushaltsregeln lauten: Acht is meer as duzend; de de Pfennig nich acht (eert), is de Daler nich weert; man moot de Tering na de Nering setien.

Allerdings: Eenmal kan m' wol tegen 'n Graaf (Börgmeister) teren. Wer die Mittel dazu hat, mag Aufwand machen; und solcher Aufwand des Reichen imponiert dem Mann aus dem Volk, ohne Gedanken des Neides zu erwecken: De 't breet het, let 't breet hangen. Vom Schlemmer und Trinker gilt: Man kan wol 'n Grafengoot feteren; 't Halsgat is man eng, man der kan wol 'n Dremastship hendöör.



Nr. 29. Störtebeker.

Das ostfriesische Nationalgetränk des Hauses, besonders der Frauen, ist der Tee, zubereitet im Tretpot — sei's im silbernen oder in einem solchen von Dresdener Porzellan mit roten oder blauen Blumen auf geripptem Grunde. Bezeichnend ist der Volksreim: Ik sit up mien Gemak — Un rook 'n Piep Tobak — Un drink 'n Kopte (auch Fat, Tasse ohne Ohr) Tee — Un dor bin'k mit tofre. Unter der Überschrift „Merkwürdigkeiten in Ostfriesland“ schildert in nicht übler Weise der Christophorustalender 1892 das Trinken, Essen und Schlafen in Ostfriesland folgendermaßen:

Als noch keine Küstenbahn war, saß der Kalendermann einmal im Omnibus und fuhr von Jever her in Ostfriesland hinein. In demselben waren auch zwei

Reisende, von denen der eine schon längere Jahre hier gereist hatte, während der andere zum ersten Male nach Ostfriesland kam. Der Erstere, welcher sich rühmte, Land und Leute genau zu kennen, machte den Letzteren nun auf mancherlei Merkwürdigkeiten aufmerksam, die ihm hier aufstößen würden, und gab gute Ratschläge dabei.

„Also Abends, wo Sie auch logieren mögen in Stadt und Land, da lassen Sie sich immer Tee geben. Nirgends bekommen Sie den so vorzüglich wie hier. Ostfriesland ist das Land des Tees; die Stadt Leer soll der zweite Platz für Teehandel sein im deutschen Vaterlande und gleich hinter Königsberg kommen. Eine barbarische Menge von diesem Gewächs wird hier geschlürft, und namentlich ältere Leute rechnen den Tee zu den allernotwendigsten Lebensbedürfnissen und wollen allenfalls Brot entbehren, wenn sie nur „n' Körrel to drinken hebben.“ Man bereitet den Tee hier aber auch ganz anders zu; bei uns zu Hause könnten Sie die Sorten von derselben Güte haben und Sie triegten doch keinen vernünftigen Tropfen zuwege. Man muß den Tee nicht in einem großen Kübel bereiten, sondern in einem kleinen „Treckpott“. Das Wort ist eigentlich unübersetzbar; man müßte wörtlich sagen: „Ziehetopf“. Ein Porzellantöpfchen mit heißem Wasser und dem nötigen „Schuß“ Tee setzt man auf ein Kohlenbeden oder Lämpchen hin zu ziehen und gießt dann nach Bedarf kochendes Wasser hinzu. Das gibt ein probates Getränk, ich sage Ihnen, ich habe erst in Ostfriesland gelernt, was Tee ist. Und dann die Zutaten, nicht zu vergessen; zum Tee bekommen Sie stets einen Zuckertopf voll Kandis — Kluntjes genannt — die schmelzen nicht so leicht als der Hutzucker, da müssen Sie gehörig rühren; und dann zuletzt ein Rännchen mit Sahne — Romkantje genannt — das gibt der ganzen Sache das erforderliche Aroma, ganz anders als die blaue Pest der abgeschöpften Milch, die man bei uns zuschüttet.“

„Ich bin ganz gespannt auf diesen Göttertrank,“ sagte der Reisegefährte, „und werde mir ihre Ratschläge merken.“

„Und dann, mein Verehrtester,“ fuhr jener fort, „darf man Ihnen in Ostfriesland auch einen guten Appetit wünschen, denn die Mittel zu seiner Befriedigung sind vorhanden. Das zeigt Ihnen in den ländlichen Herbergen alten Schlages, wo noch die Kaminherde sind, ein Blick, den sie nach oben werfen; da sehen Sie Schinken, Schulter- und Rippenstücke, meterlange Kringel von Mettwürsten und Spedseiten, so daß man sich nicht zu wundern braucht, daß ein Handwerksbursch bei solchem Anblick ausrief: I, da hängt ja der Himmel voller Geigen! erlauben Sie einem armen reisenden Handwerksburschen, daß er sich ooch mal en Instrument davon probiert, ob er wohl darauf spielen kann. Und so nahm er sich einen Stuhl, stellte sich darauf und da er gerade langen konnte, schnitt er sich etliches herunter nach seinem Gefallen; und die Hausfrau, die allein zu Hause war, mußte es wohl oder übel leiden und den fechtenden Bruder mit seiner Beute abziehen lassen. Ich sage Ihnen, essen tut man hier sehr gut; ich bereise einen großen Strich des deutschen Vaterlandes, aber Nkung nirgends besser. Da kann ich Ihnen Gasthöfe nennen von geradezu europäischer Berühmtheit, wovon die Zugvögel nach den Nordsee-Inseln ein Lied zu singen wissen. Aber auch in den ländlichen Herbergen werden Sie stets eine — wenn auch einfache — so doch kräftige Kost finden. Namentlich fällt mir immer wieder auf die Verschwendung, die der Ostfrieser mit der Butter treibt. Er mag den Käse oder die Wurst noch so fett haben, ohne eine gehörige Butterunterlage bringt er's nicht herunter. Gebäck beim Morgentaffee ohne Butter wie bei uns zu Lande würde dem Ostfriesen im Halse stecken bleiben. Kurz, ich garantiere Ihnen, wenn sie sich abends an die Mahlzeit setzen, Sie werden sich an Tee und Butterbrot erlaben und sich im behaglichen Gefühl der Sättigung von Tisch erheben.“

Aber dann, mein Bester, wenn Sie nun zur Ruhe wollen und auf die „Upkamer“ geführt werden, da rate ich Ihnen doch, eine Leiter mitzunehmen; denn angesichts des hoch aufgestapelten Bettes werden Sie sich doch, wenn Sie nicht gerade Vorturner gewesen sind, die Frage vorlegen: wie kommt eener denn da hinauf? Na, ich bin hinauf gekommen, und Sie bringen es auch wohl fertig, aber wenn Sie glücklich oben sind in der Buze drin, dann sinken Sie in



Nr. 30. Quade Boelke.

die Tiefe, in ein Meer von Federn und Daunen und werden unter Kopfkissen begraben. Ich weiß nicht, ob die Ostfriesen aufrecht im Bette sitzen, wenn sie nachts schlafen; aber das weiß ich wohl, daß ich oft 3 bis 4 Rissen in die Stube befördern mußte, ehe an Liegenschaft zu denken war. Merken Sie sich also die Gegend, wo Sie das Licht auspusten, daß Sie nachher beim Rissenwerfen Richtung wissen und nicht, wie mir das einmal passierte, die Lampe umschmeißen.“

Der Reisegefährte lächelte zu den Ausführungen darüber, wie man in Ostfriesland ißt und trinkt und schläft, schüttelte auch zuweilen etwas ungläubig mit dem Kopf,

und war sehr gespannt, diese ostfriesischen Merkwürdigkeiten in den nächsten Tagen selbst zu erleben.

Im allgemeinen lieben die Ostfriesen eine einfache derbe Hausmannskost. Suppen (Sopperreen) und allerlei Beiwerk (Snipsnapsnaren) sind wenig geachtet. Dagegen Hülsenfrüchte, Gemüse, Grützen- und Mehlspeisen, erstere tüchtig mit Fett und Speck zubereitet, bilden die sog. Redel- oder Hausmannskost. Das Nationalgericht ist „Spek en Kool“, wovon das Sprichwort sagt: Bi Bruunkool hōört Spek un Malligkeit (derber Scherz). „Nochwuttels“ und „Röven achter Fasselavend“ sind nicht beliebt, sondern nur noch für das liebe Vieh. Fis — meint man — let de Minsk as he is; Kalfslees is man Halfflees; auch Schafffleisch ist wenig begehrt, Wild und Geflügel nur rare Festspeise. Bleibt als Hausmannskost an den 4 Fleischtagen Rind- und Schweinefleisch nebst Speck, im Wiem getrocknet oder geräuchert, vor allem Nagelholz!

Morgen- und Abendbrot sind einfach und bestanden früher in der Regel nur aus Brot (Schwarzbrot), Butter und Käse — wie denn auch jene Findlinge bei Tannenhausen wegen ihrer Gestalt genannt werden. „Tweërlei Käse up de Dist to hebben“ gilt als Zeichen des Wohlstandes. Wehe dem, der im Bauernhause den Käse aushöhlt, die Kruste stehend lassend! Der kann zu hören bekommen:

De uut mien Rees maakt 'n Schuit
Un uut mien Maid 'n Bruut,
De moot to mien Huus heruut.

Ein handfestes Butterbrot wird von altersher „Brügge“ genannt, und schon bei Cadovius-Müller kommt das Scherzwort vor: In Dostvriesland ihtet men Bruggen, gungt up Mühlen (Pantoffeln) und brant sien egen Moor up (Moorbrennen zum Bestellen des Buchweizenlandes) — ja, Dostfreesland is 'n raar Land. Ferner führe ich aus dem Memoriale linguae frisiae in diesem Zusammenhange an: Sauhm wetter, ohle hise uhn friske broude wissen in ohlen tyden di Fresen gestebohde (Schön klar Wasser, alter Reesz und frisches Brodt war in allen Zeiten der Friesen Gastmahl). — Dhn fast oye uhn buhtenbroude met ohn hamm mag men uhnen lauhnes heere vorrayken (Ein frisches Ey, Butter, Brodt mit Schinken mag man unserm Landesfürsten vorsehen). Und die derbe Einladung dazu, nachdem vorgesezt: Nu fret, dat d' barst, lever Förstohm, 't is jeo geern gegünt.

In einigen Gegenden, besonders auf der Geest, behauptet noch immer der Breitopf seinen Platz, wovon es in einem Volksreim heißt: Buurmans Wiven hebben 't oof nich licht: Se moten altied sörge — Vöör de Brepot Avend un Mörgen.

Ein wichtiger Zug der ostfriesischen Hausfrau ist ihr Sinn für peinliche Sauberkeit des Hauses — von der „besten Ramer“ bis auf die Ställe. Das Sprichwort von dem Schummeln, sowohl der einmaligen jährlichen Großreinigung als dem wöchentlichen Hauscheuern, ist: 't moot eerst mal worden, eer't mooj wort. Erst „Husterbuster Saterdag“, dann der friedliche Sonntag, der fröhliche Festtag! Zählt der alte hannoversche Landeskatechismus die Reinlichkeit unter die christlichen Tugenden, so hat die ostfriesische Hausfrau in dieser Hinsicht ihren Katechismus besser gelernt als viele Hausfrauen anderer Landesteile. Wie angenehm diese Sauberkeit des ostfriesischen Hauses mit allem darin befindlichen Hausrat und nebst den äußerst „kittig“ und appetitlich zubereiteten Speisen und Getränken auch von Nichtostfriesen empfunden wird, das ersah ich noch jüngst aus dem Brief einer lieben Pfarrfrau, die einige Jahre in Ostfriesland verlebte und nun in ihrem jetzigen niedersächsischen Pfarrort das Maß von Reinlichkeit und Ordnung auch in manchen der ersten Bauernhäuser der Vollhöfner — der Rötner- und Brinkfischer-

Raten ganz zu geschweigen — schmerzlich vermisst, welches hier bei uns zu Lande selbst in der kleinsten Arbeiter- und Fischerhütte herrschte.

Das Allerheiligste der ostfriesischen Hausfrau ist die „beste Kamer“, die Visitenstube; wie das jüdische Allerheiligste fast nur einmal im Jahre und dann — wenn auch nicht rückwärts — so doch vorsichtig auf „Hosoffen“ betreten: zeuch



Nr. 31. Graf Edzard Cirksena 1494—1528.

die Schuhe von deinen Füßen, als wär's heilig Land; dunkel verhängt und nie gelüftet wegen der bleichenden Sonnenstrahlen und der bösen Fliegen.

Den Schluß dieses Abschnitts wollen wir machen mit den Worten einer liebenswürdigen Erzählerin:

Wir kamen an die Haustür. Hier empfing uns schon die Tante mit einem herzlichen: Willkommen! und geleitete uns durch die Küche in die Kammer. Die Küche war hallenartig weit, Bänder mit getrockneten Bohnen hingen am Boden; sie bildeten neben Kohl und Speck des Friesen Lieblingsgericht; riesige Spedseiten hingen in der Nähe des Herdes. Leider stand in der Herdnische ein moderner

Rochosen. Aus dem Rauchfang, dem „Wiem“, lugten schwere Schinken. Die Rachele am Herde glänzten vor Sauberkeit. Es gehörte Phantasie und guter Wille dazu, bei einigen Bildern festzustellen, was sie bedeuten sollen. Mir fiel ein Augenblick aus meiner Kindheit ein, wo ich auf den Knien eines alten Bauern saß, der mir — während die Äpfel in der heißen Asche des Herdes brieten, die biblischen Bilder erklärte.

Wir wurden in der „Kammer“ in das Sofa genötigt und Tante verließ uns, um ein Kopje Tee zu machen. Wir saßen uns unterdessen in der Stube um. Der weißgescheuerte Fußboden war mit unzähligen Strohmatten belegt. Sie dienen zu seiner Schonung, waren aber so weiß und rein wie jener. In der uns gegenüberliegenden Wand befanden sich verschiedene Flügeltüren. Die eine stand ein wenig offen, und wir erspähen das Wandbett, die Buze. Die hoch aufgetürmten Federbetten waren mit einem weißen spitzenverzierten Laken überdeckt, „Spreet, Bedspreet“ genannt.

Ein Klavier, ein nicht mehr seltener Gast bei ostfr. Bauern, war auch vorhanden. Es war kostbar verziert, mit Ebenholz und Perlmutter ausgelegt, aber der Ton des Instruments war nicht besonders, wimmernd erklang seine Stimme, als beklage es sein Los, im feuchten Friesland sein Dasein vertrauern zu müssen. Ein Klavierstimmer kommt nicht in diese Einsamkeit eines entlegenen Bauernplatzes.

Der Tee ließ nicht lange auf sich warten, Tante brachte ihn bald, den duftenden braunen Trant, in durchsichtigen kleinen Täßchen, in „Kopjes“. Ein Stück Kandiszucker (Klundje) ragte fast aus dem Tee heraus. Die Sahne bildete eine dicke Haut auf seiner Oberfläche. Nervös macht der starke Tee die Ostfriesen nicht, wenigstens gibt es hier nicht mehr nervöse Leute wie anderswo. Wie viel wir an jenem Morgen tranken, weiß ich nicht mehr, in jedem Falle aber 6—7 Tassen. Endlich legten wir die Tasse auf die Seite, zum Zeichen, daß es nun des Guten genug sei. Steckt man den Teelöffel in die leere Tasse, so bedeutet dies dasselbe. Tut man beides nicht, so ist die Tasse im Augenblick wieder gefüllt. . . . Nach einem Gang zum Deich wartete unser schon das Mittagsmahl. Und es geschah, daß ich am dritten Mittag, den ich in der Marsch verlebte, zum dritten Mal einen Kludje aß. Die ostfriesische Bäuerin weiß ihn in den verschiedensten Abweichungen, immer aber prachtvoll locker herzustellen. Und was für einen Appetit die ländliche Bevölkerung bei der Vertilgung dieses Lieblingsgerichts entwickelt, geht daraus hervor, daß für jede Person etwa $\frac{3}{4}$ Pfund Mehl gerechnet wird zu einem „Sandkludje“. Dazu genossen wir frische zerlassene Butter, Zucker und irgend eine „Stippe“.

Nach dem Essen wurde es still im Hause. Wir saßen in der Sofaede, mit einem Stoß Zeitschriften vor uns. Aber bald schweiften unsere Blicke träumerisch durch das Zimmer. Die alte Standuhr, die nicht nur die Stunden, sondern auch Mondphasen und Datum zeigte, tickte laut und vernehmlich. Sie stand in einer zugfreien Ecke, die „alte Liese“, wie sie scherzhaft genannt wurde. Die alten Uhrdamen sind sehr empfindlich: wenn sie Zugluft trifft, bleiben sie augenblicklich stehen.

Eine Winterfliege surrte im Zimmer, die Krähen krächzten in den Eichen vor dem Hause, und zu dem allen rauschte das Meer seine wilden Melodien.

III. Züge ostfriesischen Volkstums in kirchlicher Hinsicht.

Volkstum und christliche Religion, Volkstum und Kirche sind bei uns einen innigen Bund seit 1000 Jahren eingegangen; und dieser Bund besteht bis auf den heutigen Tag bei uns in Ostfriesland wesentlich ungelockert fort, wenn er auch im Lauf der Zeiten andere Formen angenommen hat. Wie selbständig und in wie engem Anschluß an das Volksleben das ostfriesische Kirchenwesen sich im Mittel-

alter entwickelte, davon zeugt der Umstand, daß die Propsteien in dem zu Münster gehörenden Teil Ostfrieslands vielfach mit Männern aus den ostfriesischen Häuptlingsfamilien besetzt wurden. Diese traten trotz ihres kirchlichen Amtes nicht in den geistlichen Stand ein. Es bestand für sie infolgedessen auch keine Verpflichtung zur Ehelosigkeit. Auch konnten die Gemeinden ihre Priester frei wählen, ein Recht, das sich fast überall bis heute erhalten hat.

Einem Grundzuge ostfriesischen Volkstums mit seiner nüchternen, einfachen Art ist die Reformation entgegengekommen, indem sie die Kirchen reinigte von



Nr. 32. Johannes a Lasco (Begründer des Coetus der reformierten Geistlichen zu Emden), auf dessen Einfluß die für ostfriesische Volkskunde wichtige Polizeiordnung der Gräfin Anna 1545 zurückzuführen ist.

allem, was dem Evangelium zuwider war und nicht in ein Bethaus hinein gehörte. Man ging darin so weit, daß die Kirchen nun vielfach ganz kahl und schmucklos mit weißgetünchten Wänden dastehen und durch ihr Äußeres die Andacht so gut wie gar nicht anregen. Erst in neuerer Zeit erwacht mehr und mehr wieder der Sinn für kirchlichen Schmuck und kirchliche Kunst; auch in den Häusern findet man jetzt vielfach religiöse Bilder. Die Frömmigkeit des Ostfriesen neigt von jeher zum Subjektivismus; das hat die gute Seite, daß es viel persönliche Herzensfrömmigkeit in unsern Gemeinden gibt. Andererseits öffnet dieser Zug dem Eindringen von allerlei Setten Tür und Tor; kirchliche Sitten und Ordnungen werden zu wenig geachtet und gewürdigt. Über tote Sitte und Gewohnheit haben wir verhältnismäßig

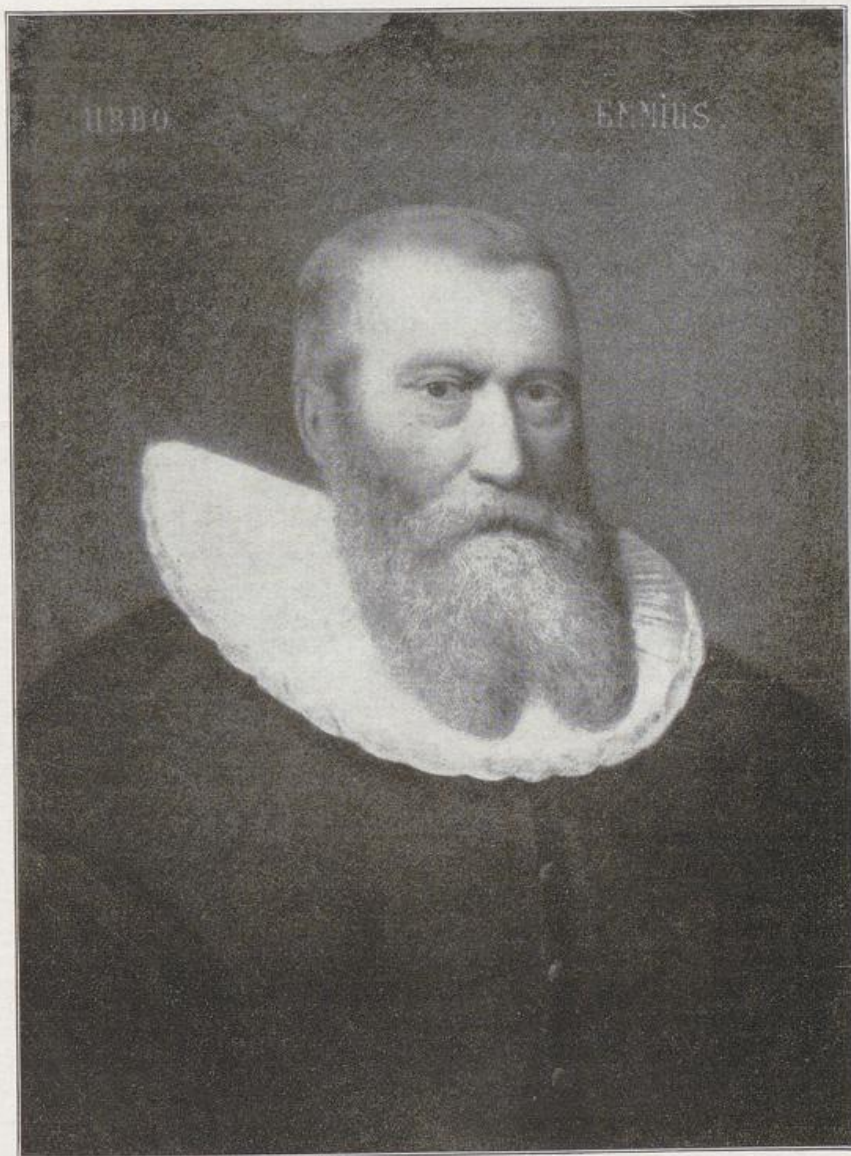
wenig zu klagen, müssen uns vielmehr über noch vorhandene kirchliche Volksitten und fromme Gewohnheiten freuen. Im ganzen kennzeichnet ein ziemlich gesunder Pietismus das christlich-kirchliche Leben Ostfrieslands. Derselbe ist streng gegen die sogenannten Mitteldinge, Spielen, Tanzen, Theater.

Vom Tanzen heißt es: Een jeder mark un wol beacht: De Düfel het de Danz erdacht; Do he de Jöden reizde an, Dat se dat Kalf suln beden an. Dor se um dansden Got to Hohn, Desglief noch alle Danzers doon. Die Kartenblätter sind dem strengen Calvinisten des Teufels Abbuch, und das Sprichwort sagt: Kort un Ran — Maten mennig arm Man. Die das Gebet veräußerlichende Sitte des Betglodenläutens und das zu allerhand Mißbräuchen Anlaß gebende Paten-Institut sind derart in Mißcredit geraten, daß es sehr schwer hält, dergleichen auf gesunder Grundlage bei unserm Volke in Aufnahme zu bringen. Bei den kirchlichen Handlungen ist die Volksitte, weil sie vielfach zur Unsitte ausgeartet war, fast ganz zurückgedrängt. Der Mißbrauch hat auch den Gebrauch aufgehoben. Viel dazu beigetragen hat schon die unter dem Einfluß des Johannes a Lasco zustande gekommene Polizeiordnung der Gräfin Anna vom Jahre 1545. Stärker noch hat der Pietismus auf all das, was wir heutzutage als ostfriesische Art kennen, eingewirkt.

Mit aller Strenge wurde in jener Polizeiordnung die Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung eingeschärft: Wenn de Pastor oder Predikant de Gemeene mit den Klokken up de Festdaagen to den Sermon leit fordern, de dann sündler redlike Entschuldigung moetwillig ut de Karf blieven, Gades Wort nich willen hören, de oof under dat Sermon upt Karthoff stahn und verstoeren den Predikanten mit öhren unnütten Woorden, dewihl he Gades Wort predigt; item de oof up de Sondage vor dat Sermon arbeitet, oder mit Wagen oder to Boete utreisiet buten Weeten des Pastoris, — idt sinnen denn groote Nootsaeken, darmede he sif entschuldigen kann vor siene Ovriceit, — de hieran bredlich befunden, sall mit sief Gulden gestraft werden. Ja, nicht ohne den starken Arm der Obrigkeit ist die Sonntagsitte eingeführt, aber sie ist da und in ihren Grundzügen tritt sie uns auch heute noch entgegen in allen Teilen unseres Vaterlandes. Der Sonntag wird am Sonnabend eingeläutet, und der Ton der Feierabendglocke veranlaßt den Bauer, die Hand vom Pfluge zu ziehen und heimzukehren. Mittlerweile ist daheim das Haus von der fürsorglichen Hausfrau auf den Sonntag gerüstet und alle lärmende Arbeit beendigt. Der Vorabbath ist angebrochen. Und wo zur Sonntagsitte die Herzensfrömmigkeit hinzutritt, wird in verschiedener Weise der häuslichen Erbauung eine Stätte eingeräumt. Am Sonntag spürt man doch bei unserm Volke, daß das Wort Gottes noch eine Macht ist; es ist ein Tag feierlicher Stille, ein Tag des gemeinsamen Gottesdienstes, ein Tag innigen Familienlebens — nur allzusehr auch ein Tag der Vergnügungen und Volksfeste. Wir würden nicht vom Sonntagskleid, von Sonntagskindern reden, wenn nicht die Sonntagsfeier als Volksitte vorhanden wäre, wenn sich uns nicht von Kind auf aus der Sonntagsitte ein Sonntagsfegen mitgeteilt hätte. Des deutschen Volksmalers von Gottes Gnaden, Ludwig Richters, „Bilder vom Sonntage“ atmen Sonntagsstimmung, wie sie auch ein ostfriesischer Sonntag auf dem Lande uns vermittelt und deren stillem Einfluß sich niemand ganz entziehen kann. Hat unser alter Kaiser Wilhelm gesagt: Dem Volke muß die Religion erhalten werden, so deckt sich das in weitem Umfange mit dem anderen Satz: Dem Volke muß der Sonntag erhalten werden. Die Volksitte ist da mächtiger als die Polizei. Die Lieblichkeit des Sonntags für unser ostfriesisches Volk fühlt man auch aus der Verneinung des Sprichworts heraus: 't is neet altied Sömmmer un Söndag; die Unkirchlichkeit wird in Verruf erklärt, wenn es heißt: He geit na geen Karf of Kloster (Kluse). Der ostfriesische Jobst Sackmann, Prediger Brill zu Simonswolde sagt einmal: „'t Zomers, by mooi weer on wind, zunt er veul Bleege in de Kerke, man 's Winters, wanneer 't sneit on regent,

300 zu der geene eene." Wenn der Mensch nun auch keine Fliege ist, so meint er doch die Menschen damit — er würde danach wohl auch als Freund der Kirchenheizung auftreten

Mit dem ganzen Volksleben verschwisterte sich aufs innigste die Glöde durch



Nr. 33. Ubbo Emmius (geb. 1547 zu Greetfiel, gest. 1625 zu Groningen),
Verfasser der rerum Frisicarum historia (—1594).

ihren ehernen Mund. Konnte doch Schiller in einer Zeit selbst, welche der Kirche sich in hohem Grade entfremdet hatte, das ganze menschliche Leben um die Glöde legen. Es ist etwas Wunderbares um den Glödenklang; er verwächst mit unserm Leben wie die Natur unserer Heimat. Manchem Ostfriesen auch, der nach den Wanderjahren des Lebens zurückkehrte, sind schon die Augen übergelaufen, wenn er, der Heimat nahend, die einst gewohnten Klänge vernahm, deren Erinnerung

er durch alle Zeiten mit ihren wechselnden Bildern, Erfahrungen, Freuden und Stürmen in seinem Herzen bewahrte. Ein tönendes Erz nur und eine klingende Schelle, ohne Gefühl und Gedanken, können die Glocken uns berühren und bewegen, wie wenn sie lebende Wesen wären; sie haben nur wortlose Klänge, und doch ist es, als ob sie eine so deutliche Sprache redeten. Darum solche Rätsel von der Glocke wie: 't is fan Lefend, 't het geen Lefend, 't kan elk un een doch Antwoort gesen — und: Sien Tong is fan Isder, sien Lippen sünd Metaal, He denkt nich an de Doot un ropt hum mennigmaal (uns altomaal). Den Tönen der Glocke werden vom Volk Worte untergelegt; das Deuten der Glockenstimmen ist vergleichbar dem Deuten der Vogelstimmen. Die betreffenden Reime selbst sind bei uns ohne tiefere Bedeutung, wie wenn ein Reimwort vom Läuten einer großen Glocke beginnt: Anna Susanna, was auch wohl als Name einer Glocke vorkommt und zugleich an das alte Christwiegenlied, das Susanne, erinnert — oder vom Läuten einer kleinen Glocke: Bimbam Beierloot. Auf das Deuten der Glockenstimme weist wohl auch hin der Anfang eines Volksreims: Moder, Moder, de Klossen lüden. Wat sal't bedüden? oder des Kinderspielreims: Ol Marok, dor word lüt. Wat bedüt't? Man hört aus dem Volksmunde manchmal: De Klossen klingen so dootsk — dann soll ein Sterbefall bevorstehen. Uebrigens werden auch die Wand- und Standuhren „Klossen“ genannt. Der Glockenklang scheint — oder schien — dem Volke nicht der sich selbst stets gleiche Klang des toten Erzes zu sein, sondern bald frohlockend, bald klagend, bald stürmend, bald zagend, bald heulend, bald wimmernd die nicht bloß mitfühlende, sondern vorahnungsvoll deutende Stimme eines geheimnisvollen, in höheren Regionen heimischen Wesens zu sein. Und wie die Kirche den Glocken persönliche Namen in feierlicher Glockentaufe beilegte, so schrieb ihnen das Volk ein eigentümliches Leben und Streben zu. Zum Teil hängt das allerdings mit dem mannigfaltigen Wechsel der Klangfarbe infolge atmosphärischer Einflüsse und der verschiedenen Läutweise zusammen. Die verschiedenen Weisen, die Glocke zum Klingen zu bringen, heißen bei uns: lüden, beiern, fleppen und anslaan (etwa zum „Kloßlag“ oder bei der Betglocke). Nur beim Läuten wird die ganze Glocke in Schwingung versetzt. Die Glockeninschriften haben nur zum geringen Teil volkstümlichen Charakter. So steht auf der Wieboldsburer Glocke von 1427 in der Volkssprache jener Zeit: Help got uet aller noet; got gheve siner Seele raet, de mi so wol gegoten haet. Ghert Klinge is he genannt. Die Klingen waren eine der berühmtesten Glockengießerfamilien durch mehrere Generationen hindurch. Auf der Uttumer Glocke von 1462 ist zu lesen: men sal mi alle vridaghe luden, dat sal uns de passie beduden, dat christus leed op den vridag den doet, des help ons got uet aller noet. Gegenüber dem Aberglauben von der magischen Wirkung des Glockenklanges — wie in jenem Wort über Schillers Glocke: fulgura frango (die Blitze breche ich) — heißt es in einer Glockeninschrift: Ich bin ja nicht getauft, vertreibe keine Not, kein Wetter, keinen Geist — ich ruf euch nur zu Gott, zu seinem heiligen Wort, zum Beten und zum Grab, wiewohl von alle dem ich kein Erkenntnis hab.

Ein besonderes Kapitel bilden die vielfachen Glockensagen. Es handelt sich meist um allerlei örtliche Sagen von Glockendiebstahl und wunderbarem Glockenklingen. Glockendiebstahl war in Fehde- und Kriegszeiten nichts Ungewöhnliches. Meistens mußten die feindlichen Gesellen schließlich die Glocke vor den verfolgenden Gemeindemitgliedern im Stich lassen, oder weil sie an einen Sumpf oder Roff damit gerieten, wo sie dann in bodenlose Tiefe versank, um nun in mitternächtiger Stunde, besonders in der Sylvesternacht, aus der Tiefe zu erklingen. Ebenso sollen ja die Glocken der vom Meere verschlungenen Stadt Torum im jetzigen Dollartbusen dem Schiffer manchmal vernehmlich klingen, wenn er in nächtlicher Stunde über die Stelle hinfährt. Wehe dem, der dann die feierliche Stille stört

und das andächtige Schweigen bricht! Die Geschichte von der wandelnde Glocke kennen wir wohl alle; ähnliches wird von der heimatlichen Küste erzählt über einen Sonntagsfischer, dem die Glocken immer betäubender ins Ohr klangen. Sein unheimliches Gefühl sucht er durch einen tüchtigen Zug aus der Brantweinflasche los zu werden. Vor ihm scheinbar einer, der Butt auf Butt in den Sack steckt; das lockt ihn immer weiter hinaus. Endlich zurück! zurück! was er nur laufen konnte. Aber Wasser hinter ihm, rings um ihn, immer tiefer hinein, zuletzt schwimmend an den Deich. Der Schluß: Nu waet ik, wer du wesen büst un van nu af an all myn Lew' nich wedder Sonndags na de Butt.

Den Schluß dieses Abschnitts bilde der Hinweis auf das später zum Abdruck kommende drei Könige-Lied, gewöhnlich „Steerndreiersleet“ genannt. Der Kölner Dom, in welchem die vermeintlichen Gebeine der heiligen drei Könige in goldgeschmücktem Sarkophag aufbewahrt werden, ist im Grunde nur ein monumentaler



Nr. 34. Thielbauernpaar.

Ausdruck der großen Verehrung, welche diese im Mittelalter im christlich-deutschen Volkstum genossen. Aus dem protestantischen kirchlichen Festkalender war die Feier des Epiphaniastages längst verschwunden, bevor der Glanz des Sterns der Weisen aus dem Morgenlande auch im Volksgemüt zu erblaffen begann. Zuletzt waren es namentlich Brookmerländer, welche mit ihrem Stern auszogen, um unter Absingung des sogenannten Sterndreherliedes sich kleine Gaben an den Türen zu erbitten.

Die alte schöne Volksitte des Umzugs der heiligen drei Könige mit dem Stern und unter Absingung des sinnigen Volksliedes ließe sich am besten zu Martini wieder beleben, obgleich es gerade nicht in die Zeit hineinpaßt. Die plattdeutschen Martinlieder sind meist bedeutungslose Reimereien. Ein altes plattdeutsches Lutherlied lautet:

Gen Doktor het Got verheven,
Luther is he benaamd,
De het he uns gegeven,
Got het hum uns gesandt.

Christus kumt he uns leren!
Gottes Word und anders niet.
Dorum laat uns hum eren
Nu un in alle Tied!

IV. Züge ostfriesischen Volkstums in politischer Hinsicht.

Ostfriesland hatte bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts eine fast republikanische Verfassung, deren Symbol der berühmte Upstalsböm bei Aurich ist. Abbo Emmius weiß noch von drei alten, abgestorbenen Eichen zu berichten, die den Ort kennzeichneten. Der Name, ein bloßer Flurname, erinnert uns an „Staleke“ im Osterstadeschen. Halbertsma in seinem *Lexicon Frisicum* weiß auch von einem opstals-beam in Flandern zu berichten, und er übersetzt das mit Stellingwerf. Im Volksmunde der Umgegend von Upstalsbom wird die denkwürdige Stätte „Boombarg“, also ein mit Bäumen bepflanzter Berg oder Hügel, genannt. Auf Grund einer von Abbo Emmius gegebenen Beschreibung eines vermeintlichen Upstalsbomsiegels vom Jahre 1327 hat Kaiser Leopold I. im Jahre 1678 den ostfriesischen Ständen, „damit dies uralte Kleinod und Ehrenzeichen nit völlig abgehen möchte, als Wappen verliehen einen roten Schild, in dessen Grund ein grüner Hügel, aus welchem ein Eickbaum mit seinem grünen Busch und Ästen und gleich daneben ein geharnischter Mann, in der rechten Hand eine Lanze, in der linken aber einen bloßen Degen haltend.“ Die Stümpfe der alten Eichen haben angeblich noch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts gedauert. Zur Erinnerung an die Freiheitskriege, besonders Waterloo, ist an deren Stelle ein aus dicken Feldsteinen aufgebauter Obelisk errichtet, an dem kurz vor der Annexion durch Preußen das Fest von 1865 zur Feier der 50jährigen Zugehörigkeit zu Hannover abgehalten ist.

Vermutlich traten schon im 12. Jahrhundert an diesem Bundes-Thing Abgeordnete aus den sieben freien friesischen Seeländen zwischen Ely und Weser zusammen, um Satzungen zu vereinbaren, nach denen sie den inneren und äußeren Frieden erhalten wollten. Die erste Versammlung, von der wir sichere Kunde haben, fand im Jahre 1216 statt. Zu den Versammlungen am Upstalsbom erschienen außer den Abgeordneten (*jurati de Upstallesbame, judices selandini*) auch wohl Richter, Geistliche, Edelinges und andere Freie aus den verbündeten Landschaften, aber nicht als Mitglieder der Versammlung, sondern um die Hilfe derselben anzurufen, Klage zu erheben oder sich zu verteidigen. Nach 1327 hat am Upstalsbom keine Versammlung von friesischen Abgeordneten mehr stattgefunden. Tacitus schreibt im Kapitel 11 der *Germania*: „Die Beratungen der Häuptlinge und Volksversammlungen bei den Germanen finden, wenn kein unvorhergesehener Fall eintritt, an bestimmten Tagen statt, und zwar gelten Neumond und Vollmond als segensreichste Zeit für die Staatsgeschäfte. Eine Schattenseite ihrer persönlichen Freiheit ist, daß sie zu den Versammlungen nicht gleichzeitig, nicht zur gebotenen Frist zusammenkommen, sondern daß oft zwei, drei Tage durch Säumnis im Eintreffen verloren gehen.“ Für die Landtage am Upstalsbom wurde der Dienstag nach Pfingsten als Anfangstermin festgesetzt, aber was Tacitus bemängelt, das wird bei den freien Friesen in erhöhtem Maße eingerissen sein. Leider haben sich selten alle friesischen Lande zwischen Ely und Weser an den Versammlungen beteiligt, auch wurden dieselben nicht regelmäßig jedes Jahr abgehalten. „In der Versammlung,“ so fährt Tacitus fort, „setzt sich jeder wie es ihm beliebt, und zwar in Waffen, nieder. Mißfällt ein Antrag, so wird er mit Murren verworfen, findet er Beifall, so rasselt man mit den Speeren: dies Waffenklirren ist die ehrenvollste Art der Zustimmung.“ Hei! wie mag's am Upstalsbom von Mund zu Mund unter Handschlag und Speerschütteln geklungen haben: *Calat fria Fresena!* Mit richtigem Gefühl hat man den im Freiheitskriege gefallenen Ostfriesen gerade hier jenes Denkmal errichtet, und man muß den ostfriesischen Ständen dankbar sein, daß sie durch Ankauf eines größeren Teils des umliegenden Ackerfeldes vor etwa fünfzig Jahren den Nachkommen die schon gefährdete Existenz des alten Hügels gesichert haben. Diese „Wandeläcker“ sind, was den Namen betrifft, nicht Acker, auf denen man beratend

wandelte, sondern solche, an denen der Besitz wechselte; Wandeläder in anderem Sinne sind sie geworden, seitdem die partartigen Anlagen dort viele Ausflügler zum Lustwandeln einladen. Auch eine würdige Zuwegung mit entsprechender Eingangspforte von der Murich-Westerender Landstraße her ist geschaffen. Abbo Emmius, dessen Befürchtung von Vernachlässigung und Vergessen des Upstalsboms also glücklicherweise nicht eingetroffen ist, hebt idealisierend die besondere Bedeutung Upstalsboms für die Freiheit hervor: Nichts auf den ganzen Freistaat Bezügliches wurde als dem Herkommen gemäß zustande gebracht angesehen, wenn es nicht in allgemeiner Übereinstimmung dort beschlossen war. Besonders wenn die Freiheit bedroht wurde oder gegen dieselbe etwas beabsichtigt zu werden schien, eilten sie dahin wie zu einem Altar der Freiheit, in zahlreicher Vertretung. Deshalb hieß bei unsern Vorfahren: „zum Upstalsbom gehen“ ebensoviel als: sich versammeln zur Behauptung der Freiheit.



Nr. 35. Arbeiterfamilie von Landchaftspolder.
(Röcke der Männer mit rotem Kragen und Ärmelbesatz.)

Die frühere republikanische Freiheit Ostfrieslands ging mehr und mehr an die Häuptlinge mit ihren hohen Steinhäusern, von Burggräben mit Fallbrücke umgeben, und dann an die Grafen und Fürsten aus dem Hause Cirksena verloren, regte sich aber und behauptete sich mehr oder weniger in allerlei Fehden und Ständekämpfen bis zum Aussterben des einheimischen Fürstenhauses. Das Volk weiß — oder wußte — davon in allerlei historischen Volksliedern und Spottversen zu singen und zu sagen. Erinnern will ich hier nur an die in den Parteikampf der aristokratischen Bettkoper und der demokratischen Schieringer eingreifenden Vitalienbrüder mit ihren vielgenannten Haupthelden Störtebeker und Gütje Micheel und an das von deren Untergang durch die Hamburger handelnde berühmte Volkslied. Wir wollen aber nicht unterlassen, die historischen Volksreime aus der Chronik Eggerik Beningas und aus der Zeit des sogenannten Appelkrieges, dieses großen Ständekampfes, hier anzuführen.

Ein Gedicht, das älteste historische Volkslied unseres engeren Heimatlandes, handelt über einen erfolgreichen Angriff des Folkmar Allena von Osterhusen und

Hinte, dieses „Heroen der friesischen Vorzeit“ (Fr. Arends), auf Groningen im Jahre 1390, im Verlauf der Fehde mit Odo ten Broek, der sich an die aristokratischen Bettkoper und an Herzog Albrecht von Bayern, damaligen Besitzer der Grafschaft Holland, angeschlossen. Eggerik Beninga leitet das Lied mit den interessanten Worten ein: Daer up de Fresen tho enen getiugnisse een gedechte edder leedt van obgemelten Folkmer Allena gedichtet, und noch in Fresland van den olden gesungen wert, ludent up Duntich as volget:

Groningen is en edle stad,
Dar wanen edelluide binnen,
Midden in Frisland is se gesat,
Se ligt so wol en treflike.

Folkmer Allena dat's so en man,
En man of also rife,
He reed in hogen mode
Vor Karels hoge Borge.

„O Karel, o Karel, ga de Fresen in de hand,
So bliven dine borgen wol stande!“
„Nummermeer ga ik de Fresen in de hand,
Sulde't of kosten duzend live.
De borch is wol umher beset
Mit luiden un brunbouwede schilde.“

Up Sanct Peters (22. Febr.) nacht wurd se gewonnen,
So de leve god sulvest wulde,
Un up de borch wurden se alle geslagen,
Frouw Lysa un all ore Kinder.

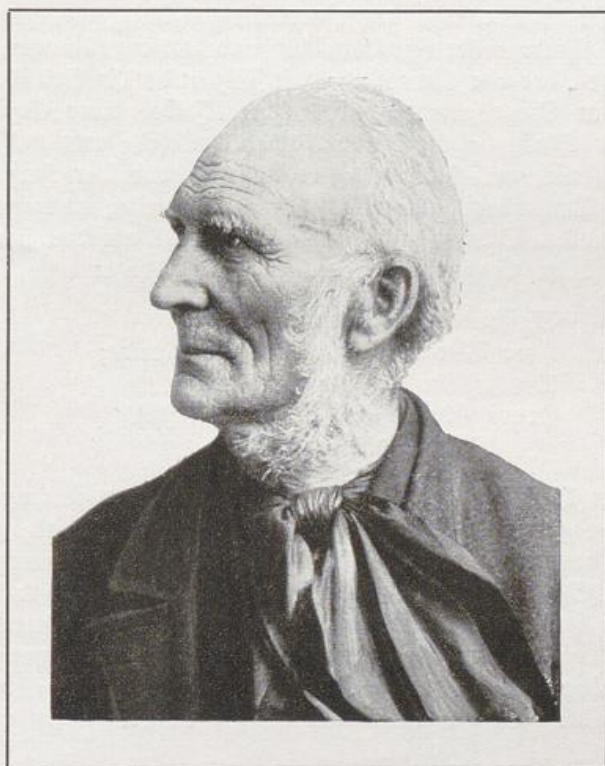
Frouw Lysa is doot, ore Kinder sint doot,
Dar to vele hertogen, graven und heren.
Also schal man se alle doon,
De de Freslande gedenken to vernederen.

Nicht uninteressant sind die Bemerkungen über unser Lied in Buerens Jahrbüchlein 1839 in einem Aufsatz über das ostfriesische Volkslied. Er hält das Lied für viel älter als die Tat Folkmar Allenas. Bueren übersetzt „brunbouwede schilde“ mit „braunbäuchige Schilde“ und bemerkt, daß die Friesen braune, die Sachsen rote Schilde getragen hätten; mir ist es wahrscheinlicher, daß es nur so viel ist wie „glänzend gebaute (hergestellte) Schilde“, wie denn noch heute im Munde der Schiffer und Inselbewohner „brun Water“ das glänzende (glän) Wasser ist, das einen Spiegel hat; französisch heißt brunir polieren und mittelhochdeutsch brünne der hellglänzende Stahlpanzer. Unter den historischen Volksliedern des großen Wertes von Freiherrn von Liliencron steht unser Lied weit nach vorn als einst der ältesten.

Das nun folgende Lied versetzt uns in die Zeit, da die Hamburger — welche bei Gelegenheit der Kämpfe gegen die Vitalier ihren Fuß auf den Boden Ostfrieslands gesetzt hatten — in Emden herrschten und von da allerlei Ausfälle in die Gegend ringsum machten, so oft sie einen Anlaß zu haben vermeinten. Aber dem Ulrich Cirksena kam die hamburgische Macht als ein Fremdkörper in Ostfriesland vor, und er schlug sie bei einem solchen Ausfall durch die Hand seines Schwesterjohnes Sibbo Altena von Dornum, Stedesdorf und Esens im Jahre 1452 aufs Haupt, dar up — wie Eggerik Beninga schreibt — een oldt gedichtsprake gemaket, als volget:

Idt gescha up Sante Magnus dach (6. Sept.),
Dat men de Hamborgers mit de van Embden
Vor Osterhusen sach.
Dat wurt junter Sibo von Esens entwaer,
De dreef de Hamborgers mit de Embders van daer
Mit bussen, loeden und scharpen pylen.
Daer durch makeden de Hamborgers
Weder na Embden forte mylen.

Harte Kämpfe hatte Graf Edzard gegen Hero Omken (den Sohn des vorhin genannten Sibo), der Edzards Herrschaft nicht anerkannte, zu bestehen. Eine



Nr. 36. Seehundsjäger von Zuiß.

Episode darin bildet das Gefecht bei Arle am 9. August 1495 mit dem rührenden Heldentode des Bauernsohnes Tyrling; sein mutiges Roß trug nur seine Leiche in rasendem Galopp seinem Vater Garmer wieder zu und sank dann selbst tot auf die Streu. Als in diesem Jahre die Fehde im Norden Ostfrieslands im besten Gange war, zog Bischof Heinrich von Münster Söldner aus der wegelagernden Bande der Armagnacs an sich, vertauschte die Stola mit dem Kriegskleide und fiel plündernd in das Rheiderland ein. Zu Weener wurde gerade Jahrmarkt gehalten. Plötzlich ward das Marktgejaide von dem Schall der Sturmglocken ringsum über-
tönt, welche das Nahen des Feindes verkündeten. Mutig gefaßt brach man noch gerade zeitig genug die Brücken ab und durchstach die Deiche. Der Angriff auf den Flecken war vereitelt; auch da galt wie später im Ständekampf: Wi sünd Rheider Buren, wi laten uns nich luren. Heinrich mußte umkehren. Daer van de gemeene Reiders een sprekwort daer na gedichtet als volget:

Biskup Hindrit is hier komen fiken in't land,
 Heft ie Weener en Stapelmoor
 De schuiren verbrant
 Mit de ruiteren un sine arme Jassen.
 Kommt he weder in Reiderland,
 So willen wi ohne scheren de placken.

Wieder um Groningen handelt es sich im Jahre 1506; wie einst Folkmar Allena, so gewann nun Edzard die Stadt, aber anstatt — wie jener — durch Waffengewalt, vielmehr durch einen Vertrag, welchen Groningen mit ihm abschloß, um nur von der Herrschaft des Herzogs Georg von Sachsen (dem das übrige Westfriesland 1504 gehuldigt hatte) frei zu bleiben. Am Ostern hielt Edzard an der Spitze von 6000 Mann und mit einem langen Troß von Proviantwagen für die ausgehungerte Stadt unter Glodengeläut und Kanonendonner seinen feierlichen Einzug in Groningen, der vor einer Reihe von Jahren dort in Gestalt eines historischen Festzuges wieder in Szene gesetzt wurde. Der Jubel über Edzards Hilfe, über den es an anderer Stelle heißt: Grave Edzard verlosede uns oof van de Sassen, Do wy in de stad nich veel hadden to brassen — und der Haß gegen den Bedränger Beit von Drafesdorf, einen sächsischen Edelmann, prägten sich in einem Liede, einer Parodie des Ostergesanges, aus, das überall auf den Straßen namentlich von den Kindern beim Einzuge Edzards gesungen wurde:

Christus is upgestaende,
 Heer Viet moot nu ut dussen lande;
 Des willen wi alle froh syn,
 Grave Edzard wil onse troost syn.
 Ryrieleison!

So war das Verhältnis zwischen Graf Edzard und Herzog Georg ein sehr gespanntes, letzterer erwirkte 1513 die Reichsacht gegen Edzard, mit deren Vollstreckung er selbst beauftragt wurde. Graf Johann von Oldenburg, Christoph von Jever (der Sohn Edo Wiemkens) und Hero Omken von Esens unterstützten ihn dabei. Diese drei hausten furchtbar im Lande mit ihren Söldnerscharen; ihr Verfahren war selbst vielen „frommen“ Landsknechten ihrer langen oder schwarzen Garde zu arg! Diese ahnten schon, daß Graf Edzard es ihnen über kurz oder lang übel vergelten werde. Das Spottliedlein auf sie lautet:

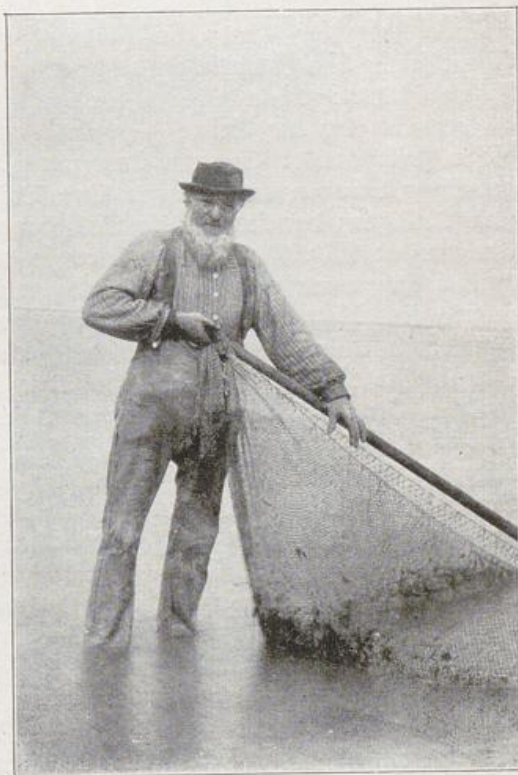
De Grave van Oldenburg in de mai,
 Christoffer van Jever in de klei,
 Hero Omken in de boenen:
 Grave Edzard wil it juw hier na noch loenen.

Bueren erklärt die Worte folgendermaßen: Die drei Herren sind nach ihren Besitzungen charakterisiert, und zwar soll sich nach dem Spottvers Oldenburg durch Mai (grünes Laub), Jever durch Marschboden, Esens durch Feldbohnen auszeichnen — welche Erklärung wir auf sich beruhen lassen wollen.

Aus den bisher angeführten historischen Volksliedern entnehmen wir zur Genüge, daß die Ostfriesen sich gegen auswärtige Feinde ihrer Haut gewehrt haben, so gut sie konnten, um ihre politische Freiheit und Selbständigkeit zu behaupten; der Schluß jenes Allena-Liedes von dem Blutbade in Groningen ist in dieser Hinsicht typisch: Also schal men se alle doon, De de Freslande gedenken te vernederen. Hatten aber die freien Friesen erst dem Hause Cirksena gehuldigt, um einen starken Schutz gegen auswärtige Feinde zu haben, welche ihre Unabhängigkeit bedrohten, so wandte sich das Blatt, als die gräßliche Harpyie ihre

Krallen zu fest einschlug, und dem Landesherrn allerlei lästige Hand-, Spann-, Fron- und Hofdienste geleistet werden mußten. Die Auricher mußten für den Grafen die Briefe besorgen, was ihnen — so sagten sie — wie Eseln allein auf den Hals geschoben würde; die Dörfer um das „große Meer“ mußten auf der „Herenmeede“ für die gräfliche Burg in Aurich mähen, schwelen und das Heu einfahren; in fast allen Ämtern lieferte man jährlich fette Kühe für die gräfliche Küche, z. B. das Amt Emden von seinen fetten Marschen 36 Stück. Die Rechte des Grafen und die Pflichten der Untertanen wurden im Jahre 1611 in dem Afford zu Osterhusen näher bestimmt, damit alle Willkür ein Ende habe, und zugleich wurden sie teilweise nicht wenig eingeschränkt. Die meisten Dienste wurden abgelöst, und an ihre Stelle trat das sogenannte „Freiengeld“. Ein Dienst, der gleichfalls abgelöst wurde, war der Wachtdienst auf den gräflichen Burgen; an seine Stelle trat das sog. „Wachtgeld“. Bei den Naturalleistungen spielte der Speck eine besondere Rolle. An ihn erinnert in negativem Sinne jener bekannte Reim: De Mansfelder eet anders wol Zutterbantet, Man nu mag heoot Strunkfool sündler Jet. Als Verzeichnisse der Lieferungspflichtigen finden sich aus dem 16. Jahrhundert noch „Speckregister“ vor. Eine Leistung kehrte in allen Ämtern wieder, die sog. „lange Fahrt“. Darüber hieß es: Wir behalten uns vor, daß, wenn ausländische Grafen und Fürsten uns besuchen, oder eine gräfliche Hochzeit und sonst ein Familienfest es mit sich bringt, daß jeder Herd eine Wagenfahrt von einem Amt ins andere tun soll. Wie erquicklich es unter Umständen auf einer Brautfahrt und Hochzeitsreise in oder außer Landes bei solcher „langen Fahrt“ zuging, davon bietet ein Aufsatz in den ostfriesischen Monatsblättern (II 1) „Fürst Georg Albrecht und der Wirt zur roten Schenke in Hannover“ ein kulturhistorisch interessantes ergötzliches Beispiel.

Seit dem Osterhusischen Afford strebten nun aber die Grafen danach, ihre Macht und Gerechtsamkeit nach und nach wieder zu vergrößern; die Stände hingegen, die Vertreter des Adels, der Städte und der Ämter, wachten peinlich darüber, daß ihnen von ihren erworbenen Rechten, Privilegien und Freiheiten nichts genommen werde. Daher herrschte zwischen ihnen und den Grafen fast fortwährend Streit. Am meisten aber machte die Stadt Emden diesen zu schaffen. Die Emden waren durch den Seehandel reich geworden und hatten ihre Stadt stark befestigt. Sie hatten schon 1595 die gräfliche Burg in Emden mit Gewalt genommen und den Wall derselben abgetragen, 1610 durch einen Überfall sogar den Grafen aus seiner Burg in Aurich vertrieben. Die streitenden Parteien riefen in der Regel die holländischen Generalstaaten als Schiedsrichter an, welche gewöhnlich gegen den Fürsten entschieden; die Abhängigkeit des Landes von Holland wurde so immer größer, in Emden und Leerort lag eine hol-



Nr. 37. Granatfischer von Juist.

ländische Besatzung. Auch durch die Erhebung des Grafen von Ostfriesland in den Reichsfürstenstand (1654) wurde die Macht desselben nicht vergrößert, und die Streitigkeiten zwischen Fürst und Volk dauerten fort. Während nun im übrigen Deutschland die erstarkende absolute Fürstengewalt den Kampf mit der ständischen Libertät kräftig und rücksichtslos aufnahm und ihn im 17. Jahrhundert siegreich zu Ende führte, war dies allein in Ostfriesland nicht der Fall. „Hier hört die Feindseligkeit zwischen Herrscher und Ständen, wie sie früher als irgendwo anders begonnen hat, nicht nur nicht auf, sondern zieht sich, immer schärfere Formen annehmend, bis weit ins 18. Jahrhundert hinein. Endlich führt dann der Gegensatz in Ostfriesland zu offenem Bürgerkrieg, welcher — nur scheinbar und äußerlich zugunsten des Herrschergeschlechts beendet — jede staatliche Autorität untergräbt und in seinem Verlauf und Ende auch die mittelbare Veranlassung zur Besitzergreifung des Landes durch Preußen gibt.“ Daß derartige Wirren und Bewegungen zwar der politischen Entwicklung eines Staatswesens, nicht aber der historischen Poesie hinderlich sind, ist auch sonst bekannt. Und so beziehen sich denn auch in der Tat eine Menge von historischen Volksliedern und Gedichten gerade auf die Zeit des ostfriesischen Ständekampfes.

Eine Satire auf eine Landtagsitzung, die an Schärfe nichts zu wünschen übrig läßt, lautet — frei aus dem Lateinischen übersetzt: „Unter Protesten vereinigen wir uns, sind wir vereinigt, so beantragt man etwas unter uns, während wir beraten, zanken und verwirren wir uns, in Verwirrung beschließen wir, das Beschlossene verwerfen wir, des Vaterlandes Heil beraten wir mit Langsamkeit, unter Gewalttätigkeit, in Trunkenheit.“ Gerade wie auf einem polnischen Landtage! — In einem Klagelied Jeremiae auf die Wasserfluten am Anfang des 18. Jahrhunderts — man denke an die Weihnachtsflut 1717! — welches zu Aurich 1721 auf dem Marktplatz durch den Henker öffentlich verbrannt wurde, bekommen alle Stände ordentlich etwas zu hören, jede Stadt noch ihr besonderes kräftiges Sprüchlein. Als Melodie ist angegeben: Ach Gott vom Himmel sieh darein. Der Anfang lautet: Mein Christ, wie geht's doch immer zu, daß unsere Mauern — gemeint sind die Deiche — fallen, wie denn auch Fund in seiner Chronik zu dieser Zeit schreibt: So war das ganze Land in Betrübnis gesetzt durch den allgemeinen Schaden an Dämmen und Deichen. Diese Mauern des Landes lagen zum Teil ganz darnieder, zum Teil standen sie zerrissen und voll großer Lücken. Am meisten Wiß liegt in der Strophe auf den Landtag. „In publicis kling't's trefflich gut, wenn man zum Landtag winket; man pokuliert mit starkem Mut, bis patria fein hinket. Drauf tut man einen krummen Sprung und eilet zur Versammlung sub larva libertatis.“ Von Norden heißt es: „Zu Norden geht Gewalt für Recht, im Rat gibt's rare Hänse.“ In den langen Streitigkeiten zwischen Georg Albrecht und den Ständen war Emden rein ständisch, Aurich rein fürstlich gesinnt; dagegen bekämpften sich beide Parteien in Norden mit der äußersten Erbitterung, die sehr oft im Rathause wie auf der Gasse zu offenem Kampf und zu Gewalttat führte. — Ein Spottliedlein auf die fürstlich gesinnte Partei des Hofgerichts, welches die zweite Instanz für Justizsachen bildete, lautet: „Arens raillirt, Honard flattirt, Crumminga is staf, Edzards wart nargends af. Tammenna schwigt still: So deut Huneken wat he will.“

Die Streitigkeiten zwischen Fürst und Ständen hatten sich allmählich so verschärft, daß es im Dezember 1722 bei Gelegenheit der Steuererhebung in Dikum zu Blutvergießen kam. Dies war das Zeichen zum „Appellkrieg“, so genannt nach Heinrich Bernhard v. dem Appelle, Gutsherrn zu Midlum, der die Seele des Ständekampfes gegen Georg Albrecht war. Im einzelnen bieten diese blutigen Raubbalgereien wenig Interesse, aber wie erbittert die Gegensätze waren, erkennen wir aus einem Gassenlied des Volkes vom Jahre 1725, als die ständischen



Mr. 38. Walffischer von Leerort.

Renitenten um jeden Preis sich der ihnen genommenen Stadt Norden wieder bemächtigen wollten.

Den Bürsten will wy vangen,
De Commissie will wy hangen,
De Canzler up dat Rad,
So hebbben wy Dostoreesland platt.

Der Plan, Norden wiederzugewinnen, scheiterte infolge einer Niederlage bei Hage vollständig. Der ständische Kapitän Cramer warf sich mit einer kleinen Schar Versprengter nun in das Schloß Grimersum, wovon jezt nur noch spärliche Überreste hinter dem verschlammten Burggraben vorhanden sind. Ein alter noch im Volksmunde jener Gegend lebender Volksreim auf ihn lautet:

Kriet, Cramer, kriet!
Norden bist du quiet,
Hage heft du lage lägen, (da hast du eine Niederlage erlitten).
Grimers'm heft du blau Bohnen frägen.
Kriet, Cramer, kriet!

Als Sinnbild der bedrohten, von den Ständischen verkochten Freiheiten und Rechte war ein Messingschild hergestellt. Derselbe ist halbkreisförmig, am Rande mit getriebenen perlartigen Verzierungen. Unten links auf der Platte ist der Upstalsbom mit dem geharnischten Ritter, das bekannte ständische Wappen, eingraviert, rechts ein Baum, der von einem Bürger oder Bauern mit einer Axt umgehauen wird; Stamm und Krone neigen sich bereits. Dazwischen die Inschrift: Pro patria Pactisq(ue) Publi(cis) — Fürs Vaterland und die öffentlichen Verträge. Oben aus einer Krone hängen in Wolken das Emder Stadtwappen, darstellend den von der wasserumsflossenen Mauer aufsteigenden Jungfrauenadler, im Volksmunde: 't Engelke up't Mürke genannt, und das Norder Stadtwappen mit den drei Sternen (hier als Lilien wiedergegeben). Das ganze sollte andeuten, daß fürstlicherseits den Landesfreiheiten die Axt an die Wurzel gelegt werde, daß man aber gesonnen sei, dieselben, wie der Ritter den Upstalsbom, zu verteidigen. Coldewey freilich deutet es in einem langen Siegesgedicht in untertänigster Devotion gegen den Fürsten auf umgekehrte Weise zum Nachteil der Stände, als ob sie ihren eigenen Untergang damit weissagten. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell. Am 25. Mai 1744 starb auf seinem Lustschlosse zu Sandhorst Karl Edzard, der letzte Fürst von Ostfriesland. Auf seinem Sarge las man in lateinischer Sprache: Es ist aus. Für die Särge (Zinnsärge) der Cirkfena von Edzard II. an ist auf dem Friedhof zu Aurich 1877 ein Mausoleum gebaut. Kraft der vom Kaiser verliehenen Anwartschaft von 1694 nahm Friedrich der Große sofort Besitz von dem Fürstentum. Als Friedrich 1751 Ostfriesland besuchte und nach Aurich gekommen war, unterhielt er sich bei der Tafel lange Zeit über die ständischen Unruhen. Ihres allgemeinen Interesses wegen wollen wir den Bericht darüber, wie er urkundlich überliefert ist, hierher setzen: 1751 in Aurich haben mit Ihro Majestät gespeist der Kronprinz, Prinz Ferdinand, der Herzog von Braunschweig-Bevern, Obrist-Lieutenant Balbi, Capitän Ruijsch, Baron von Appel sen.; Herr v. Hane (noch existiert bekanntlich die Haneburg in Upgant), Hofrichter von Starckenburg (eines Nikolaus v. Starckenburg Grabstein ist vor etlichen Jahren in Marienhase wieder aufgefunden), Herr von Lütkeburg (Lühburg), Herr v. Wedel und Herr v. Kloster. Der König hat beinahe zwei Stunden zu Tisch gegessen und sehr lange mit dem Hauptmann von Ruijsch von der letzten Rebellion gesprochen, da er dann sich nach den Urhebern erkundiget, auch gefragt, warum man diese Rebellion den „Appelkrieg“ genannt habe und ob der Fürst keine Rebellen habe hängen lassen. Dann hat der König gefragt, von welchem Humeur und Temperament der letzte Fürst gewesen, und

woran er vorzüglich sein Vergnügen gehabt, ob er ein Liebhaber von der Musik, Jagd und dergleichen gewesen. Wie ihn Ruisch als einen frommen, gottesfürchtigen Herrn beschrieben, der wegen seines starken Phlegma eben zu dergleichen keine besondere Inclination gehabt, hat der König sich vernehmen lassen, daß die Untertanen wohl gern einen phlegmatischen Herrn hätten.

Durch die preußische Besitzergreifung war mit einem Schlage allem Hader zwischen Fürst und Volk ein Ende gemacht. Voll Vertrauen auf ihren König sahen die Ostfriesen der Zukunft hoffnungsfreudig entgegen. Das preußische Landrecht ist dann später durch alle politische Wandlungen der Folgezeit hindurch die magna charta der ostfriesischen Rechtsordnung geblieben.

VI. Züge ostfriesischen Volkstums in sozialer Hinsicht.

Am auffallendsten ist der Unterschied in den sozialen Verhältnissen der Marsch- und der Geestdörfer. Der Abstand zwischen reich und arm ist auf der Marsch viel größer und schroffer als auf der Geest. Der einigermaßen wohlhabende Mittelstand der Halbbauern und Warfsleute, wie wir ihn in den Sanddörfern finden, fehlt hier gänzlich. „Buur“ und „Arbeider“, das sind die Gegensätze, die unvermittelt nebeneinander stehen und früher nicht selten zu einer herrischen Überhebung einerseits, zu einer neidischen Unzufriedenheit andererseits führten. Die Marschbauern genießen in der Regel schon mehr als eine gewöhnliche Volksbildung, die Söhne werden Ackerstudenten, die Töchter werden in Pension geschickt, um sich wenigstens die äußeren Formen der Bildung und des geselligen Umgangs anzueignen. In den Einrichtungen der Wohnung, in Kleidung, Lebensweise und Sitte tritt in der Marsch ein gewisser Luxus hervor, der freilich oft auch in seiner Überladung des feinen Geschmacks ermangelt. Der Arbeiter ist hingegen selten im Besitz eines liegenden Eigentums. Das kleine Häuschen und das bißchen Grund und Boden, wo er wirtschaftet, gehört seinem Dienstherrn; seine paar Schafe und etwa Gänse (im Harlingerlande) muß er an Triften und auf dem Deich weiden lassen. Im ganzen ist die Arbeiterbevölkerung der Marsch derb und schwerfällig, auch wohl roh — namentlich, wenn der Alkohol seine verhängnisvolle Rolle spielt und wo größere Zusammenrottungen — wie früher bei dem Deichbau, jetzt bei den Dreschmaschinen und öffentlichen Arbeiten — stattfinden. In früherer Zeit war das Verhältnis der Bauern zu den Arbeitern ein mehr patriarchalisches, auch auf der Marsch. Der Arbeiter wurde das ganze Jahr hindurch mit seiner Familie auf dem Hofe beschäftigt und wechselte selten seinen Herrn. Im Sommer half er den Acker bestellen und die Ernte einheimsen, seine Kinder besorgten das Jäten, seine Frau das Binden; in der Zwischenzeit wurde er mit Schlöten, Reinigen der Gräben, „Wühlen“ (kalkhaltige Bauerde heraufschaffen) und anderen Arbeiten beschäftigt, im Winter drosch er mit dem Flegel das Getreide gegen einen gewissen Anteil, $\frac{1}{16}$ bis $\frac{1}{12}$ des



Mr. 39. Spinn- und Breid(Strick)-Weisje in ostfriesischer Nationaltracht.

Ertrages. Daneben war es ihm gestattet, das Wall- oder Kantheu von den Gräben des Kornaders für sich zu gewinnen, Weib und Kind auf dem abgeernteten Lande seines Herrn Ahren lesen („lesen“ Harlld. klüven) zu lassen und die Pferde des Hofes für seine Torffuhren zu benutzen. War es dabei auch nicht möglich, Ersparnisse zu machen, und blieb der Arbeiter gewöhnlich lebenslang so arm wie er geboren war, so konnte er doch als fester Tagelöhner seine Familie ernähren. In den letzten Jahrzehnten hat sich vielerorts in immer steigendem Maße dies Verhältnis verändert und gelockert, wenn nicht ganz gelöst. Die feste Arbeit hat sich in Tagelohnarbeit umgewandelt, die sich dahin wendet, wo möglichst hoher Lohn vorübergehend zu finden ist. Die Arbeiter, früher wohl auch zu kärglich gelohnt, wurden in der neueren geschäftigen Zeit mit den vielen öffentlichen Arbeiten beim Bahn-, Hafen-, Kanalbau immer anspruchsvoller. Sinegen suchten nun die Landwirte durch immer allgemeinere Einführung der Maschinen sich möglichst unabhängig von den persönlichen Arbeitskräften zu machen.

Wesentlich günstiger stellen sich die sozialen Verhältnisse auf der Geest; die Abstufung der Bevölkerungsklassen ist hier eine mannigfaltigere in Hinsicht des Besitzes wie in gesellschaftlicher Beziehung. Durch die neueren Verkehrsverhältnisse und Meliorationsmittel haben die Geeststriche viele besondere Vorteile. Es gibt da zahlreiche ansehnliche Dörfer mit stattlichen Bauernhäusern, die Landwirtschaft ist im frischen Aufblühen begriffen. Überhaupt findet sich in allen Bauerndörfern der Geest, wenn auch nicht der luxuriöse Reichtum der Marsch, so doch durchweg ein solider Wohlstand. Einfach und anspruchslos in seiner Lebensgewohnheit und in seinen Sitten, ersetzt der Geestbauer die geringere Ergiebigkeit des Bodens, die in vielen Gegenden nur durch die sorgfältigste Kultur und die reichste Zufuhr von Stall- und Kunstdünger überwunden werden kann, durch die rastloseste Arbeit. Außer den Bauern gibt es in den Sanddörfern noch eine Anzahl kleinerer Besitzer, Warfsleute genannt, die außer Haus und Garten einige Acker Baulandes auf der „Gast“ und einen Anteil des Weide- und Ackerlandes zum Eigentum haben und neben ihrer kleinen Landwirtschaft manchmal ein Handwerk betreiben. Bei Aufteilung der Gemeindeweiden hat man den kleinen Siedlern mit Rücksicht auf das von ihnen schon jahrelang geübte Auftriebsrecht wohl einen Teil der Gemeindeweide überlassen. Man einigte sich in verschiedenen Fällen auf den fünften Teil der Gesamtfläche. In Logabirum hatte dies insofern noch ein eigenartiges Nachspiel, als hier von jenen alten Anbauern, deren Besitzümern das „Fiestel“ zugeteilt war, da man die Fläche nach etwa einem halben Jahrhundert teilen wollte, durch die inzwischen wieder hinzugekommenen neuen Anbauer auch ihrerseits wieder ein Anteil verlangt wurde. Sie erreichten denn auch, daß ihnen gleichfalls wieder ein Fünftel jenes ersten Fünftels zugestimmt wurde. Sie verteilten diesen dann aber alsbald unter sich, damit dieser Teilungsgrundsatz nicht durch immer neue Ansiedler ins unendliche weitergeführt werden könne. Dies geschah in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts. So stuft sich der Unterschied von reich und arm in diesen Dörfern allmählich ab, und die gewaltige Kluft, die man zwischen der besitzenden und besitzlosen Bevölkerung der Marsch findet, ist hier unbekannt. Die meisten kleinen Leute haben auf eigenem Besitztum ihr wenn auch bescheidenes, so doch genügendes Auskommen, deshalb finden sozialdemokratische Ideen hier weniger Boden.

Die Dienstboten der Bauernhöfe müssen meistens den Kolonien entnommen werden. Sie sind durchweg ein starkes, stattliches Geschlecht, treu und arbeitsam in ihrem oft schweren Dienst; neuerdings mehren sich allerdings die Klagen über Unbotmäßigkeit und anspruchsvolles Wesen. Immer seltener werden die Fälle, daß dieselben Dienstboten in einer und derselben Stelle längere Jahre bleiben; während früher vielfach der Hütjunge sich zum Großknecht, das Kindermädchen sich zur ersten Wirtschafterin bei einer und derselben Dienstherrschaft emporarbeitete.

Bei ihrer Verheirathung siedelten sich früher die Dienstboten oft auf einem Feldstück ihres Bauernhofes an, wobei die Landwirthe erprobte Tagelöhner zur Hand hielten, und diese selbst ohne ein größeres Kapital zu eigenem Haus und Herd gelangten, dazu auf den Bauernhöfen der Dörfer stets Gelegenheit hatten, ihre überschüssigen Arbeitskräfte zu verwerten. Ein ferngesunder, arbeitsamer, beweglicher und vorwärts strebender Menschenschlag sind unsere Fehnkolonisten; armselig waren bis in die neuere Zeit die Bewohner der Moorkolonien, welchen die Lebensader eines Kanals fehlte. Neuerdings hat man sich ihrer besonders angenommen, indem die Staatsregierung wirtschaftlich sowie auf dem Gebiet des Schulwesens alles that, um sie zu heben. Mit dem verbesserten Verkehr sind außerdem ihre Arbeits- und Erwerbsverhältnisse bedeutend günstiger geworden. Alle diese jezt auch kirchlich gut versorgten Kolonien verdanken ihre Entstehung dem Urbarmachungsdekret Friedrichs des Großen vom 22. Juli 1765.

Über die für die sozialen Verhältnisse grundlegenden Begriffe und Beziehungen von Herr und Knecht, Bauer und Arbeiter haben wir einige bezeichnende Sprichwörter, die ich hier anführen möchte: „De der deent, is so



Mr. 40. Dithmarsche Mädchen in alter Sonntagstracht.

goot, as de der löönt“ soll nicht der Nivellierung der Stände das Wort reden, sondern so viel heißen, daß es für den eigentlichen Wert eines Menschen nicht auf seine soziale Stellung, sondern auf seine sittlichen Eigenschaften ankommt — nicht auf das, was er hat, sondern auf das, was er ist. Wie der Herr, so der Knecht, das drückt man bei uns umgekehrt so aus: De Buur un Burinste beiden — Kent m' an hōör Knechten un Meiden. Etwas anzüglicher lauten schon solche Sprichwörter wie: Heeren Geboot dürt dre Dage un'n Schoftied — Dwang dürt nich lang. Ferner: Herenbrefen sünd leet to lesen — sie sind leicht so kurz ab. Van de Knecht sien Sweet wort de Buur neet heet. — Nach der anderen Seite winken hinüber: Herengeboot is Knechtenörder — da gilt keine Widerrede und kein warum, und: Slecht is de Knecht, de nix deit ungesegt.

Eine wichtige Rolle spielen in den Sprichwörtern sozialen Charakters natürlich die Wechselbegriffe reich und arm. Sehr feinsinnig ist das Wort: Arme Lü höör Pantfook un rife Lü höör Krankheit — de rufen wiet, d. h. davon wird viel gesprochen. Nebeneinander gestellt zu werden verdienen diese beiden: As't Gott behagt: Beter benid't as beklagt — also besser reich als arm, aber allerdings: Beter arm in Eren as rief in Schanden. Der Reiche muß sich im Sprichwort einiges gefallen lassen, wie wenn es heißt: De't Geld het, het't Recht; 't Geld, wat stum is, maakt lief, wat krum is. Elke hundert Gilden brengt sien Girigheid mit. Vööl Geld un Goot maakt ligt 'n fräveln Moot. Hest du vööl Gold, bist oof ligt kolt. Aber nicht so, daß man dem Reichen kein gutes Haar ließe, im Gegenteil: 'n rife Man 'n gode Man — wenn er sich Freunde macht mit dem ungerechten Mammon; man weiß auch seine Verhältnisse mit gerechtem Maßstab zu messen: Van'n groten Hof — Geit vööl of; de Ubar het sien Feren net so nödig as de Lünenk. An den reichen Mann und armen Lazarus denkt man unwillkürlich, wenn es heißt: Is't 'n Rief, dann lopen se alle gliest; is't 'n Arm, moot sük Gott erbarm — nämlich bei dem Begräbnis. Im ganzen rechnet unser Volk mit Standesunterschieden wie mit gegebenen, vielleicht gottgeordneten Verhältnissen und urteilt: Ubar bi Ubar un Pogge bi Pogge — hoch und niedrig, jeder halte sich zu seinesgleichen. Vom Emportömmeling urteilt das Sprichwort: De van Neet kumt to Eet (von nichts zu etwas), is to elkmans Verdreet. Und dann: Set de Pogge' up'n golden Stool, He hüpt dog weer in de Pool. Was nützt wirtschaftliche Hebung ohne sittliche Grundlage: wie gewonnen, so zerronnen. Beter in't Lütje bestaan, as in't Grootte unnergaan. In einem vorwiegend Landwirtschaft und Viehzucht treibenden Lande wie Ostfriesland gilt es natürlich: Arm Buur — arm Land; Armood in de Stal, Armood overal. — Nicht unwichtig für das soziale Leben, für die Zufriedenheit der niederen Stände ist der Sparsinn und die Möglichkeit, etwas zu ersparen. Durch die Arbeiterversicherungsgeetze ist ja das Reich selbst eine große Fürsorgesparganstalt geworden; daneben aber hatte unser arbeitendes und dienendes Volk doch auch in größerem Umfange noch seine privaten Spargroschen bei den städtischen und landwirtschaftlichen Sparkassen, besonders wo die Schulsparkasse vorgearbeitet hatte und wo die Herrschaften ihre Dienstboten zum Sparen anhielten. Im ganzen eignet dem Ostfriesen eine wirtschaftliche, haushälterische Art. Das lehren uns auch die Sprichwörter: Spar wat, dan hest du wat; De een Groten spart, het twee verdeent; Mooj gaan un waren, sat eten un sparen. Der Ostfrieser hält es nicht für empfehlenswert, sich zu viel am Munde abzusparen — eher noch, wenn's sein muß, an der Kleidung. Man sügt een wol langs de Arm, man nich langs de Darm — um so schlimmer aber, wenn's hier mangelt. Am besten ist's, das eine tun und das andere nicht lassen: Eet di sat un hol di glat.

Die Sparsamkeit soll nicht zum Geiz ausarten. Die Torheit des falschen Sparens wird gezeihelt: De spaart vöör de Mund, spaart vöör Ratt und Hund; De Gihmichel geit 't as de Swinen; de doon erst goots, wen se doot sünd. Gute haushälterische Grundsätze liegen in den kurzen Worten: Acht is meer as duzend; De't Lütje neet eert, is't Grootte neet weert; Bi't Gootdoon höört Uppaß, anners word m' sükt arm; Uppassen is de Böskup; Man moot de Töring setten na de Röring; Man moot sien Stoc neet wider setten as m' springen kann! Man moot sük strecken na sien Deffen. Von Gütergemeinschaft, von ungeteiltem Gut bei Erbschaften, von Gemeinheitsnutzungen hält der Frieser nichts, vielmehr: Mandegoot — Schandegoot; Mandekraam — Schandekraam; Egen Herd is Gold wert; 'n Hüüsten kleen un dat alleen! Scharfe Lauge ist enthalten in einigen Worten, welche den Kampf ums Dasein behandeln: Een sien Dood is de ander sien Broot; Se sitten achter 'nanner heer as de Fies in't Water; Van lütje Fissen worden de Seeften groot; Peerde, de de Hafer verdienen, de kriegen hum neet. Dagegen liegt

in anderen wieder bei Beurteilung der sozialen Härten hier in der Welt der Unvollkommenheiten glücklicher Humor: Der geit mennig Pastoor (Dokter) achter de Ploog; Lüttje Deven hangt m' un de groten let man lopen; Mit grote Heren is twaad Karssen eten; Rosengöör un Maanschien maken geen Minske sat; Aut annermans Leer is goot Remen sniden; De sien Ofend warm is, meent ligt, dat't allerwegens Sömmmer is; De een maakt't Bedde un de ander legt süf der in.



Nr. 41. Ostfriesische Frau in alter Festtracht mit Kiphut („Zinnenköpf“).

Bei der sozialen Gliederung spielen die Begriffe ehren und achten eine wichtige Rolle. Davon das Sprichwort: De Ere bütt, is Ere wert; Wat een recht is, is de ander billig; Giv elt un een, de kumt, Gehöör — Un set neet gliest de Stool bi de Döör. Nach der Melodie: „Ein jeder Stand hat seine Freuden, ein jeder Stand hat seine Leiden“ gehen nicht nur die Sprichwörter: „De Welt is vul Pien, elt föölt sien; Elk weet sült am besten, wor hum de Scho drüft; In annermans Schöddel is't altied fetter as in sien egen,“ — sondern auch ein längerer Volksreim, der zugleich uns an die verschiedenen Handwerke erinnert. Zuvor sei noch ein kurzes Wort über die Stellung und Schätzung des Handwerks gestattet.

Die sozialen Übelstände der großen Arbeiteranhäufungen, die Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken der Großindustrie mit ihren nachteiligen Einflüssen auf das Familienleben und auf die Sittlichkeit sind in Ostfriesland bis auf den heutigen Tag so gut wie unbekannt. Wo größere industrielle Anlagen sind, besteht meist ein gutes, von den Vätern her überkommenes Verhältnis von Fürsorge auf der einen Seite und Vertrauen und Treue auf der anderen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. So können die sozialistischen Ideen nicht wohl Fuß fassen.

In Ostfriesland hat das Handwerk, bei dem der Meister der erste Arbeiter seiner Werkstätte und das Vorbild seiner Gesellen ist, die ihm als Gehilfen zur Seite stehen, seinen Platz behauptet und hat hier noch einen goldenen Boden. Der Stand der Handwerker stellt sowohl auf dem Lande als in den Städten noch immer den ehrbaren Mittelstand dar, der im Mittelalter die Wiege der Bildung, der Hort guter Sitte und eine Stätte materieller Wohlfahrt war. Daher die Sprichwörter: 'n goot Handwart neert alltied sien Man; 't Handwart sükt wal ins, man 't starvt neet; sogar: 'n Altermann is'n Plakferrman, goot is't doch, de 'n Handwart kan. Daraus schaut noch etwas von dem Selbstbewußtsein der alten, ehrenhaften Gilden und Zünfte in ihrer besten Zeit hervor. Die derben, aber dauerhaften Erzeugnisse manches Handwerks werden noch in vielen Fällen der Fabrikware vorgezogen, die



Nr. 42. Ostfr. Frau in alter Festtracht mit Hülle.

für den Ostfriesen nicht selten den Begriff des vielleicht Zierlichen, aber auch Zerbrechlichen und des täuschenden Scheins an sich hat. Der ehrsame Handwerksmeister, Baas genannt, läßt nach alter guter Sitte, wenigstens auf dem Lande noch, meist Lehrlinge und Gesellen bei sich wohnen und rechnet sie zu seiner Familie. Bei einigen Handwerkern herrscht noch hier und da die Sitte, die früher auf dem Lande ganz allgemein war, die Arbeit in dem Hause des Konsumenten zu verfertigen. Besonders auf der Geest kaufte noch bis in die neuere Zeit der Bauer das Leder zum Schuhwerk, das Zeug zur Kleidung für sich und seine Familie selbst ein, um es vom Schuster und Schneider in seiner Wohnung verarbeiten zu lassen (sog. Störarbeit). Die Arbeitsteilung, wie sie sonst im Handwerk immer mehr eintritt, ist hier zu Lande noch nicht weit vorgeschritten. Der Schmied ist vielfach auch Schlosser, der Maler Glaser und Tapezierer, der Zimmermann auch Tischler und Maurer, der Schuster wohl auch Sattler und oft sein eigener Lohgerber. Daneben treibt dann auf dem Lande auch fast jeder Handwerker noch etwas Landwirtschaft. Was infolgedessen den Leistungen des ostfriesischen Handwerkers etwa an Feinheit abgeht, ersetzt derselbe reichlich durch die Solidität seiner Arbeit und durch regen Fleiß. Er denkt: Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis, ehrt den König seine Würde, ehret uns der Hände Fleiß.

Und nun jenes Volkslied von den Freuden und Leiden in den verschiedenen Ständen und besonders den verschiedenen Handwerken:

Janman sat up de Schösteen
Un flitde sine Scho,
Do kwam der'n waffer Meisje an,
Dor sprak Janman to:

Meisje, wenn du fröen wult.
Dan free du na de Paap,
Dan kanst du dien Röst mit de Mund verdienen
Un doon 'n langen Slaap.

Vant slapen do it nich,
It wul der lever 'n Goldsmid nemen
Un dragen der golden Ringen.
„Goldsmids Wiven hebben't oof nich licht:
Se moten altied blasen (den Blasebalg ziehen)“.

It wul vööl lever 'n Schomaker nemen
Un dragen der samten Scho.
De Schomakers Wiven hebben't oof nich licht:
Se moten altied puzen.“

It wul der vööl lever n' Bakker nemen
Un wul der Timples dreien.
„Bakkers Wiven hebben't oof nich licht:
Se moten altied bülen (sieben, von den Kleien reinigen)“.

It wul der vööl lever 'n Snider nemen
Un dragen siden Kleeden (samten Mülen).
„Sniders Wiven hebben't oof nich licht:
Se moten altied neien.“



Nr. 43. Su de Hörn bi't Süür.

Ik wul der vööl lever 'n Weber nemen
Un dragen dat sine Linnen.
„Wevers Wiven hebben't oof nich licht:
Se moten altied spolen (die Weberspule hantieren)“.

Ik wul der vööl lever 'n Spöölman nemen
Un spölen up d' Viaulen.
„Spöölmans Wiven hebben't oof nich licht:
Se moten altied danzen.“

Ik wul der vööl lever n' Buurman nemen
Un doon dat Roorn berojen (gäten).
„Buurmans Wiven hebben't oof nich licht:
Se moten alltied förgen
Böör de Brepot Abend un Mörgen.“

Daß im übrigen der Volksmund fast allen Ständen und Berufen, einigen in besonderem Maße, tüchtig etwas anzuhängen neigt, ist bekannt. Auch bei uns gibt's solche Redensarten in Legion; für das Volkstum selbst kommen sie sachlich wenig in Betracht. Der Gedanke dabei ist: De de Scho paßt, de treft hum an; wer sich nicht getroffen fühlt, dem kann's auch nicht weh tun. — Der Ostfrieser, bodenständig mit beiden Füßen, ist in sozialen Dingen nicht wie ein Rohr, das der Wind hin und her weht. Er spricht: Laat't gaan, wo't geit; laat't staan, wo't steit. Sta du man fast, du olle Knast; dan sal't wol gaan. Er ist der Mann danach, den Kopf auch in schweren Zeiten — wie sie jetzt hier und da fürs Handwerk sind — oben zu halten und das Platte von den Füßen unten. Er denkt wie seine Vettern jenseits des Kanals und des Atlantic: Help di sülst, dan helpt di Got.

„Ja, ich kenne meine Landsleute, es sind Männer, wert, Gottes Boden zu betreten.“

